Feb. 2016

73 unique

interkulturelles Studentenmagazin für Jena, Weimar & Erfurt

flüchtige bekanntschaften

Flucht — **Begegnung und Engagement**

Memory — **World War II in Japanese Revisionist Manga**

Comics — **Künstler Flix im Gespräch**

StuRa EAH Jena

Anzeige

Stellenausschreibung

Büroleitung und Kassenverantwortung

Der Studierendenrat der EAH-Jena sucht eine neue Kassenverantwortung und Büroleitung in Teilzeit (w/m 20h pro Woche), ab dem **15. April 2016**.

Es sollten Grundkenntnisse in Buchführung und Finanzwesen vorhanden sein, ebenso gehört zum Aufgabenspektrum die allgemeine Büroorganisation und -koordination.

Wir bieten 9,50€ pro Stunde und einen fristlosen Arbeitsvertrag.

Bei Interesse bitten wir bis zum **31. März 2016** um eine schriftliche Bewerbung per Mail an **stura@fh-jena.de** mit dem Betreff „Bewerbung“.
Dem Bewerbungsschreiben beizufügen sind ein tabellarischer Lebenslauf und relevante Zeugnisse bzw. Bescheinigungen.

Weitere Informationen unter **stura.inside-fhjena.de**

MISTER DYNAMIT

JENA THEATERHAUS

25

MISTER DYNAMIT

Die Entführung ins Internet – Episode 1

Eine Produktion von Theaterhaus Jena und *zweite reihe*

Ab 09. Februar 2016,
Container auf dem Theatervorplatz

Gefördert im Fonds Doppelpass der Kulturstiftung des Bundes.

KULTURSTIFTUNG DES BUNDES

Anzeige

Editorial

Die Chancen und Herausforderungen, die interkulturelles Zusammenleben mit sich bringen, gehören seit jeher zu den Kernthemen der *unique* – und stehen seit Sommer 2015 wie noch nie im Mittelpunkt der öffentlichen Debatten in Europa. Die Gesellschaft für deutsche Sprache erklärte den Begriff „Flüchtling“ zum Wort des Jahres 2015. Da ein Ende der Konflikte in Somalia, Afghanistan, Irak und erst recht in Syrien nicht in Sicht ist, wird die Frage, wie sich die Bekanntschaft mit den Menschen hinter diesem Begriff gestalten kann und soll, Europa noch lange beschäftigen.

Ein Jenaer Projekt, an dem Schüler des Staatlichen Berufsbildenden Schulzentrums Jena-Göschwitz und junge Flüchtlinge teilnehmen, hat für die Gestaltung dieser Bekanntschaft einen möglichen Rahmen gefunden: das Theater. Wie junge Menschen über Sprachbarrieren hinweg auf der Bühne zusammenfinden, lest ihr in unserem Beitrag auf Seite 25.

Auch in der Thüringer Landeshauptstadt stellte sich die Frage nach dem Zusammenleben von Einheimischen und Flüchtlingen – etwa auf dem Campus der Universität Erfurt. Eindrücke vom studentischen Engagement, vom Leben in der Unisporthalle als provisorischer Unterkunft und von verbindenden Fußballspielen erhaltet ihr auf den Seiten 8 bis 9.

Hanna L. ging in der Unterstützung von Flüchtlingen noch eine Stufe weiter – und wurde dafür verhaftet und verurteilt. Wie altruistisch praktizierte Flüchtlingshilfe in eine Odyssee durch deutsche Gerichte münden kann, erfahrt ihr in unserer Rezension zu Stefan Buchens *Die neuen Staatsfeinde* (Seite 15).

Was für den aus Syrien stammenden Hanna L. selbstverständlich war, ist für andere Menschen aus Ländern mit Fluchtgeschichte undenkbar: Etwa 500.000 Ungarn flohen 1956 nach der gescheiterten Revolution aus ihrem Land – das 60 Jahre später eine der drakonischsten und repressivsten Migrationspolitiken in der EU fährt. Über die Zusammenhänge und Ursachen dieses Paradoxons lest ihr in unserem Artikel ab Seite 6. „Müllberge“ würden syrische Flüchtlinge nach Europa bringen, so ungarische „56er“-Verbände in offiziellen Stellungnahmen. Sadiq al-Azm brachte auf seiner Flucht 2012 jedoch eine lange Publikationsliste, unmittelbare Erfahrungen mit arabischen Diktaturen und einen Ruf als unermüdlicher Vorkämpfer für Säkularisierung im Nahen Osten mit. Wir haben mit dem syrischen Intellektuellen und Preisträger der Goethe-Medaille 2015 über die Perspektiven der Aufklärungsideale und das Scheitern politischer Reformprozesse in der arabischen Welt gesprochen (Seite 16 bis 17).

Erfurter Studenten und ungarische Ex-Flüchtlinge, Jenaer Schüler und syrische Intellektuelle, aber auch todesmutige Filmkünstler im Bewegungsrausch, Pelikane mit christlichem Bedeutungshintergrund sowie Comiczeichner ohne nennenswerte Erfahrungen mit Hasskommentaren – wie flüchtig eure Begegnungen in unserer neuen Ausgabe auch sein mögen: Wir wünschen euch eine erkenntnisreiche und interessante Lektüre.

Eure Redaktion

I N H A L T

EinBlick

Die guten und die schlechten Flüchtlinge
Ungarische Fluchterfahrungen 1956 und die aktuelle Politik 6

Zwischen Hörsaal und Flüchtlingshilfe
Eindrücke aus der Unterkunft in der Erfurter Unisporthalle 8

***Fotoessay:* Weltmetropolen mit anderen Augen sehen**
In London treffen Kaffeetrinker auf Kunst von der Straße 10

***memorique:* War and Colonialism...**
...in Japanese Neo-nationalist Manga 12

***Rezension:* Wider das Vorurteil**
Wenn Flüchtlingshelfer als Schleuser verfolgt werden 15

"Renaissance of the Dark Ages"
Interview with scholar and philosopher Sadiq al-Azm 16

Der Balken im eigenen Auge
Ex-Nazis als Redakteure bei *SPIEGEL* und *Süddeutscher Zeitung* 18

WeitBlick

Donnerstags noch nichts vor?

deine Meinung sagen … recherchieren … neue Leute kennenlernen … layouten … eigenen Presseausweis bekommen … fotografieren … Rezensionsexemplare … interkulturelle Erfahrungen sammeln … lektorieren … eigene Artikel schreiben … Lebenslauf aufbessern … Interviews führen … deinen Horizont erweitern … heißblütig diskutieren

Komm' zur *unique*-Redaktionssitzung!
Immer um 18 Uhr im Haus auf der Mauer*.

* unser Büro ist in der Johannisstraße 26 im Erdgeschoss

LebensArt

Der Mann, der niemals lachte
Zum 50. Todestag des Stummfilmkomikers Buster Keaton 21

Integration durch Improvisation
Jenaer Berufsschüler und Flüchtlinge gemeinsam auf der Bühne 25

Wie Faust Spanisch lernte…
Comic-Zeichner Flix im Interview 26

***Das fremde Gedicht*: István Keménys „Kleine Elegie“**
Ungarische Lyrik zwischen Zärtlichkeit und Fatalismus 28

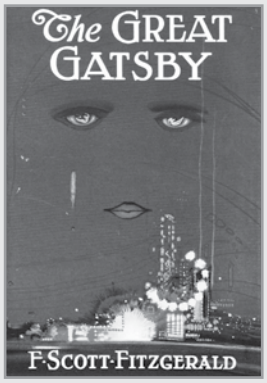
***Rezension:* Satire (nicht nur) für Stalin**
Kurzgeschichten von Ilja Ilf und Jewgeni Petrow 30

***Kolumne:* Sprachwandel einmal anders**
Vom Messias zum Füllfederhalter 31

***klassiquer:* Chronist der Goldenen Zwanziger**
Der Mann, der (nicht) der große Gatsby war 32

übrique
Surf-Tipps zum Titelthema | Impressum | Bildnachweise 34

WortArt



„Wir freuen uns auf ein hoffentlich friedlicheres neues Jahr und viele neue Begegnungen.“

Wir haben Initiativen und Einrichtungen der Flüchtlingsarbeit gefragt, welche Herausforderungen sie für das Jahr 2016 erwarten, welche drängenden Probleme sie sehen – und welche Hoffnungen sie haben. Das Ergebnis findet ihr demnächst auf *unique-online.de*

„Es besteht ein großer Bedarf an intensiven und professionellen Sprachförder- und Integrationsangeboten, die auch migrationssensibel sein müssen.“

„Übersichtliche Hilfestellungen über die behördlichen Vorgänge und die nötigen Anträge, vor allem um die Flüchtlinge NACH der Anerkennung zu unterstützen und auch die Sozialarbeiter zu entlasten“

Die guten und die schlechten Flüchtlinge

Die ungarischen Flüchtlinge wurden 1956 vom Westen mit offenen Armen empfangen. Heute wenden sich genau diese Ungarn vom Leid Flüchtender ab.

von Szaffi

Die seit Monaten andauernde Debatte über die Flüchtlingssituation verdrängt in Deutschland fast alle anderen Themen aus der Tagesordnung in Politik und Gesellschaft. In dieser Situation versuchen viele, ihre Meinung mit historischen Parallelen und Erfahrungen zu untermauern, um die Ähnlichkeiten oder eben die Unterschiede hervorzuheben – je nach Bedarf. Die ungarische Revolution gegen das kommunistische Regime im Jahre 1956 ist solch eine historische Erfahrung: Nach der Niederschlagung des Aufstandes und den darauf folgenden Repressalien waren es gut 500.000 Ungarn, die die grüne Grenze in Richtung Österreich passierten. Damals wurden sie von den westlichen Ländern aufgenommen und konnten ein neues Leben beginnen.

Wenn Ungarns Ministerpräsident Orbán in der Flüchtlingsfrage nach wie vor seine Hardliner-Meinung vertritt und nicht bereit ist, Ungarns Grenzen für die Asylsuchenden zu öffnen, ist es umso wichtiger zu beleuchten, wie sich die ehemaligen „56er“ durch ihre Erfahrung mit der Flucht und Repression in der Debatte über die heutigen Geflüchteten aus Syrien, dem Irak oder Afghanistan positionieren.

István Lovas, Journalist der rechts-konservativen Tageszeitung *Magyar Hírlap*, schreibt in einem Artikel, es sei eine schlichte Lüge, die heutige Situation mit 1956 zu vergleichen. Die westlichen Staaten seien damals deswegen so hilfsbereit gegenüber den ungarischen Dissidenten gewesen, weil sie ein schlechtes Gewissen gehabt hätten: Schließlich leistete der Westen den ungarischen Revolutionären keine Unterstützung im Kampf um die Freiheit. Andererseits hatte das gewährte Asyl für die ungarischen Flüchtlinge eine symbolische Bedeutung: die Fortsetzung des Kampfes gegen den Kommunismus auf politischer Ebene. Auch der ungarische Botschafter in Österreich, János Perényi, bezeichnet in einem TV-Interview den Vergleich der „56er“ mit den heutigen Asylsuchenden als falsch und ahistorisch.

Identitätsbewahrung vs. Parallelgesellschaft?

Der „Bund der 56er“, eine Organisation, die von ehemaligen ungarischen Dissidenten gegründet wurde und die Erinnerung an 1956 wach hält, ist der Meinung, dass den Flüchtlingen, die aus ihrem Land flüchteten, weil ihr Haus zerstört oder weil sie wegen ihres Glaubens oder ihrer Überzeugung verfolgt werden, genauso wie den „56ern“, Asyl gewährt werden sollte, wie Ferenc Kanter im Namen des Bundes erklärt. Die Attitüde der damaligen ungarischen Flüchtlinge sei allerdings ganz anders gewesen. Sie seien ihren Aufnahmeländern gegenüber dankbar gewesen und versuchten, sich schnell zu integrieren. Viele bereicherten mit ihrer Arbeit und ihrem Schaffen ihr neues Land. „Diejenigen, die aus den islamischen Ländern kommen, versuchen angesichts der Kultur ihres Aufnahmelandes eine Parallelgesellschaft aufzubauen, sie haben die Integration nicht als Ziel. Während die „56er“ aus der religiösen Perspektive im jeweiligen Aufnahmeland kein Problem darstellten, ist die Lage jetzt anders“, so Kanter. Die

meisten, die seit dem Sommer nach Europa kommen, seien allerdings gemäß Stellungnahme des „56er Bundes“ keine Flüchtlinge: Diese „Menschenschar“ habe die nationalen Grenzen und die internationalen Abkommen nicht respektiert. Die Migranten wären einfach nur gekommen und hätten auf ihrer Route Müllberge hinterlassen sowie Angst und Schrecken verbreitet. Sie hätten ihre Ausweise weggeschmissen, nur, um ihre wahre Identität zu verbergen und sich als syrische Flüchtlinge auszugeben. „Nur wer blind war, wollte das nicht sehen“, heißt es in der Antwort auf unsere Anfrage. Der Bund steht deswegen vollkommen hinter der Orbán-Regierung. „Die ungarische Politik erkannte und behandelte die Situation richtig“ so Kanter.
István Zöld, ein ehemaliger „56er“, der an der Forstwirschaftlichen Universität im nordwestungarischen Sopron lehrte, ist der Meinung, dass die damaligen ungarischen Dissidenten im Allgemeinen gut ausgebildete Leute waren, die nichts geschenkt bekommen wollten. Sie waren sich ihrer Qualifikationen bewusst und wollten wertvolle Mitglieder der Gesellschaft werden – jedoch ihre ungarische Identität behalten und frei leben. Als die ungarischen Studenten in geschlossenen Gruppen das österreichische Flüchtlingslager verließen, wurde die ungarische Hymne gesungen; das sei ein emotionaler und rührender Moment gewesen. Man könne das nicht mit dem jetzigen Flüchtlingsstrom vergleichen, so der 85-Jährige. Er verließ Ungarn unmittelbar nach der gescheiterten Revolution, sieht sich selbst jedoch nicht als Flüchtling, sondern als Mensch, der die kommunistische Diktatur nicht hinnahm und sich für die Emigration entschied. In Österreich schloss er sich einer ungarischen Gruppe der Universität für Forstwirtschaft von Sopron an.
Der Rektor dieser Hochschule, Kálmán Roller, war auch unter den Dissidenten. Er und drei Studenten konnten erreichen, dass die ganze Fakultät von der University of British Columbia in Vancouver aufgenommen wurde: Die Studenten durften an dieser Universität an einer eigenen Fakultät, der „Sopron Division“, ihr Studium fortsetzen und wurden dabei von ihren Professoren, die genauso geflüchtet waren, auf Ungarisch unterrichtet.
Auch István Zöld, der auf eigene Wege ein paar Tage nach der Niederschlagung der Revolution in einem österreichischen Flüchtlingslager eingetroffen war, wurde von Roller eingeladen. Er nahm diese Gelegenheit jedoch nicht wahr: „Ich konnte mich entscheiden: Entweder schwimme ich mit dem Strom und fahre nach Kanada, oder ich nehme mein Schicksal selbst in die Hand – mit all seinen Konsequenzen. Das war eine vollkommen persönliche Entscheidung nach den Gesetzen des Kapitalismus.” Er erkundigte sich an mehreren Botschaften und entschied sich für das Land, in dem er die beste Chance sah, eine Zukunft aufzubauen. So kam er nach Schweden. Heute würde Ministerpräsident Orbán, wenn er konsequent sein wollte, wohl sagen: als Wirtschaftsmigrant.
In Schweden bekam er einen so genannten Fremdenpass und 200 Kronen Kredit, den er in 20 Kronen-Raten zurück zahlen konnte und arbeitete schon zwei Wochen nach seiner Ankunft. Nach vier Jahren erhielt er dann die schwedische Staatsbürgerschaft. Bis heute lebt er in seiner Wahlheimat. Von vier Kindern, die in verschiedenen Ländern leben, kehrte eins nach Ungarn zurück.

Revolution + Hilfsbereitschaft = gute Flüchtlinge?

Als die sowjetischen Streitkräfte die ungarische Revolution blutig niederschlugen und eine Massenflucht auslösten, kam die 1950 gegründete UNHCR zu ihrem ersten Hilfseinsatz. Die damalige Flüchtlingssituation ist schwer mit der jetzigen Flüchtlings- und Migrationsbewegung gleichzusetzen. Der historische und politische Kontext ist anders. Aus mehreren Gründen war Österreich 1956 in einer schwierigeren Lage als heute, weil es in viel größeren Mengen und binnen kürzerer Zeit von Flüchtlingen überrumpelt wurde und es gab damals auch keine europäische Staatengemeinschaft, um Hilfe zu leisten. Laut der Statistik der UNHCR von 1957 wurden im Revolutionsjahr 173 000 ungarische Asylsuchende im Erstaufnahmeland Österreich registriert, und bis April des nächsten Jahres über zwei Drittel von ihnen in andere Länder (die meisten in die USA) verteilt. Im Vergleich dazu berichtet das ungarische Statistische Zentralamt, dass bis Oktober 2015 176 000 Asylsuchende Asyl beantragt haben, während die Zahl

der illegalen Grenzübertritte nach Ungarn, die sich nur schätzen lässt, wohl viel größer war. Die meisten Flüchtlinge wollten nur durchreisen ohne Registrierung – wegen des umstrittenen Dublin-Abkommens. Asyl oder einen vergleichbaren Status erhielten bis November 2015 laut des Amtes für Einwanderung und Staatsbürgerschaft nur 455 Personen.
Die ungarischen Geflüchteten von damals waren in einer besseren Situation als heutige Asylsuchende aus Syrien, Afghanistan oder anderen Staaten, da die ganze westliche Staatengemeinschaft mit ihnen sympathisierte. Die westliche Öffentlichkeit beobachtete besorgt und mit Sympathie den Kampf der ungarischen Aufständischen und war schockiert über das brutale militärische Eingreifen der UdSSR. So wurden die ungarischen Flüchtlinge in den westlichen Ländern überall mit Mitgefühl und Offenheit erwartet sowie als Helden empfangen – auch wenn einige von ihnen keine waren – und bekamen die Chance, sich eine Zukunft ohne Angst aufzubauen. □

Zwischen Hörsaal und Flüchtlingshilfe

Im Herbst 2015 wurden Flüchtlinge in der Sporthalle der Universität Erfurt untergebracht. Einige Eindrücke vom Alltag des studentischen Engagements.

von Adriana

Zweimal innerhalb kurzer Zeit musste Erfurt die Unterbringung von Flüchtlingen in provisorische Erstunterkünfte organisieren. Betreuung und Verpflegung wurden beide Male durch zahlreiche ehrenamtliche Helfer unterstützt. So nutzte die Landeshauptstadt von Anfang September bis zum 9. Oktober 2015 zwei ihrer drei Messehallen als provisorisch hergerichtete Erstunterkünfte für mehr als 1.000 Geflüchtete. Unterstützung boten dabei Helfer aus Schulen und sozialen Einrichtungen, aber auch Studenten der Universität Erfurt. Einer von vielen „unsichtbaren“ Helfern war Erik: ein Masterstudent der Staatswissenschaften an der Erfurter Universität, der zusammen mit anderen Studenten fast täglich bis zu 14 Stunden den Neuankömmlingen bei der Eingewöhnung, bei Behördengängen oder bei Arztbesuchen half.

Eine Flüchtlingsfamilie findet in der Erfurter Unisporthalle ein Obdach. (Foto bereitgestellt vom Erfurter Studentenmagazin campus:echo.*)*

Auch Berxwedan, Wirtschaftsstudentin an der Universität Jena, unterstützte die Flüchtlinge als Dolmetscherin für Türkisch und Kurdisch. Parallel hierzu begann Berxwedan zusammen mit Jessica, einer Masterstudentin in Ethnologie, ehrenamtlich in einem Erfurter Flüchtlingsheim wöchentliche Bastelstunden für die Kinder zu organisieren. „Durch die Arbeit mit Flüchtlingen habe ich sehr viel gelernt, auch über mich selbst. Ich habe in dieser kurzen Zeit sehr viele Erfahrungen gemacht, die mich sicherlich ein Stück weit prägen“, sagt Jessica über ihre Erlebnisse.

„Ein Ort des Miteinanders und der Toleranz“

Nach der Räumung der Messehallen wurde die Sporthalle auf dem Campus der Erfurter Universität ebenfalls als Aufnahmestelle für rund 100 Flüchtlinge unter anderem aus Somalia, Afghanistan, dem Iran und Albanien hergerichtet. Die gut funktionierenden sanitären Anlagen, beheizten Räume und die zentrale Lage der Einrichtung erleichterten den Alltag der Neuankömmlinge. Mit einem Rundschreiben am 21. Oktober 2015 informierte der Kanzler der Universität, Jan Gerken, die Uni-Angehörigen über die zu erwartende Situation. „Darüber hinaus bitten wir Sie, sich den ankommenden Flüchtlingen gegenüber solidarisch zu zeigen und damit dazu beizutragen, dass die Universität Erfurt trotz der zwischenzeitlichen Einschränkung ein weltoffener Ort, ein Ort des Miteinanders und der Toleranz bleibt“, schloss er das Schreiben an Studenten und Mitarbeiter ab.

Auch bei Informationsveranstaltungen des Studentenrates (StuRa) wurden die Studenten zur Mithilfe angeregt. Nebenbei wurde dort auch über Herkunft der Flüchtlinge und die Dauer ihrer geplanten Unterbringung auf dem Campus informiert. Mit den Erkenntnissen und Erfahrungen, die Erik in Sachen Flüchtlingsarbeit bereits hatte sammeln können, half er auch in der Turnhalle als Freiwilliger bei der Kleidersortierung, bei Behördengängen, gelegentlichen Deutschkursen und der Betreuung der Kinder mit.

Mit Projekten und Aktionen beteiligten sich unter anderem auch der Lehrstuhl für Geschichte Westasiens (WAG) und das Masterprogramm „Geschichte und Soziologie/Anthropologie des Vorderen Orients in globaler Perspektive“ (MESH) an der Flüchtlingshilfe. Organisiert durch den Lehrstuhl des MESH-Programms und der Hochschulgruppe SOS Darfur gab es einen Filmabend zu der Dokumentation *Within the Eye of the Storm* samt anschließender Diskussionsrunde via Skype mit der israelischen Regisseurin Shelley Hermon, bei der sich ebenfalls Geflüchtete aus der Sporthalle rege beteiligten. Außerdem hatten sie die Gelegenheit, als Gasthörer an ausgewählten Lehrveranstaltungen des Lehrstuhls teilzunehmen.

Fußball, Kaffee und Kuchen

Das studentische „Café Hilgenfeld“ organisierte zusammen mit dem Erfurter Integrationsverein „Spirit of Football“ ein gemeinsames Fest mit Musik, arabischen Spezialitäten und sportlichen Aktivitäten für die Flüchtlinge. Das

ermöglichte den Austausch von Erlebnissen und Erfahrungen zwischen Studenten und Flüchtlingen. Während eines Fußballspiels hatten sie die Möglichkeit, die Sorgen und Strapazen der letzten Wochen und Monate für eine kurze Zeit zu vergessen. Dank einer Spendenbox des „Café Hilgenfeld“ konnten sich außerdem die Flüchtlinge ab und an einen Kaffee oder ein Stück Kuchen gratis bestellen.

Auch zahlreiche Dolmetscher waren vor Ort, die die Flüchtlinge in der Unterkunft einwiesen und sie zu Apotheken- oder Arztbesuchen begleiteten. Unter ihnen war auch die Studentin Medina, die mit ihren Türkisch- und Kurdisch-Kenntnissen die Flüchtlinge und Helfer unterstützte. Bereits seit mehr als zehn Jahren engagiert sich Medina in unterschiedlichen Bereichen der Flüchtlingsarbeit, zuletzt in Gemeinschaftsunterkünften und Erstaufnahmestellen wie der Messehalle Erfurt, in Suhl und in Eisenberg. Besonders gefragte Sprachen waren Arabisch, Kurdisch, sowie Persisch (Dari) und Tigrinya, weniger Albanisch oder Serbisch. Nichtsdestotrotz gab es einen Mangel an Dolmetschern, was viele Anliegen ungelöst ließ: „Bezahlte Dolmetscher gab es überhaupt nicht, weil nicht genügend Ressourcen dafür zur Verfügung gestellt wurden“, beschreibt Medina das Problem. „Das hätte uns ehrenamtliche Dolmetscher auch ein wenig entlasten können.“

Ende November wurde die Sporthalle der Universität Erfurt schließlich geräumt. Die zahlreichen Flüchtlinge wurden thüringenweit in Wohngemeinschaften oder Einzelunterkünfte verteilt. Studenten und Flüchtlinge begegnen sich aber auch zukünftig, denn der Integrationsverein „Spirit of Football“ veranstaltet weiterhin gemeinsame sportliche Aktivitäten. Auch engagieren sich viele Studenten voller Einsatz weiterhin bei Amtsbesuchen oder Deutschkursen für ein gelingendes Zusammenleben. Und Jessica gibt weiterhin Bastelstunden für Flüchtlingskinder. □

Wie in der Unisporthalle Erfurt niemandem das Dach auf den Kopf fiel

von Christoph Trost

Fußballer aus Syrien, Irak, Afghanistan und Albanien bolzen auf dem löchrigen Rasen neben der Sporthalle der Uni Erfurt. Zweikampf um den Ball, ein junger Afghane fällt über das Bein eines Albaners. Spannung – dann ein Händeschütteln und weiter geht’s.

Auf den ersten Blick ist die Unisporthalle trist umrahmt: Bauzäune, graue Fenster – der typische „Charme“ einer Sporthalle eben. Doch etwas läuft anders hier, nicht nur beim Fußball. Kurz zuvor füllen 250 Studierende und viel Enthusiasmus einen Hörsaal der Uni Erfurt. Katharina Wolbergs vom StuRa tritt ans Mikro und verkündet, was alle schon wissen: „Seit Sonntag ist unsere Sporthalle Erstaufnahmeeinrichtung für 100 Geflüchtete.“ Die Hilfsbereitschaft ist groß, der StuRa nimmt viele Hilfsangebote entgegen.

In der Bibliothek gleich neben der Sporthalle wird Espresso Macchiato geschlürft und Max Weber diskutiert – ein vermeintlich groteskes Umfeld für eine Erstaufnahmeeinrichtung. Als der erste Bus anrollt, begrüßen Sozialarbeiter und Mitarbeiter der Landesverwaltung die Geflüchteten in ihrer neuen Unterkunft. Gedrückte Stimmung beim Entladen des Gepäcks: Für viele Geflüchtete ist die Sporthalle bereits die fünfte Station in Deutschland. Wieder nur Bauzäune statt eigene vier Wände, wieder keine Privatsphäre. Währenddessen brummt der E-Mail-Posteingang des StuRas: Über einhundert Studierende wollen Kinder betreuen, mit den Bewohnern Fußball spielen oder Deutsch unterrichten. Auch der Universitätssportverein bietet Kindersport an – obwohl dessen Sportkurse in der Halle abgesagt werden mussten. Sozialarbeiter und Bewohner stellen aus den Angeboten einen Betreuungsplan zusammen.

Wenige Tage später: Zwischen Festzeltbänken und Bauzäunen steht eine Studentin im ehemaligen Judoraum und erklärt Umlaute. In losen Gruppen wird von Montag bis Freitag Deutsch unterrichtet. Im Gegensatz zu den kostenlosen Sprachschulen für Asylbewerber sitzen hier auch Väter und Mütter – ihre Kleinen lugen neugierig in die Lern-Ecke. Die Studierenden interessiert dabei keine „Bleibeperspektive“, es geht ums Helfen. Diese unvoreingenommene und flexible Art vieler Studierender hebt die Stimmung in der Halle. Ein junger Familienvater sieht zu, wie zwei Studentinnen mit einer Gruppe Kindern, darunter seinem Sohn, das Pflaster mit Kreide verzieren: „I can see that they do this from their heart“, sagt er zwischen zwei Schlucken schwarzem Tee.

Der Campus leistet mehr als ursprünglich angedacht: Fahrkarten werden gespendet, Hochschulgruppen zeigen Familien die Stadt, das „Café Hilgenfeld“ organisiert ein Fußballmatch. Was banal klingt, ändert viel: Das Klima in der Halle ist gut – und Bewohner, Sozialarbeiter, Verwaltungsleute und Sicherheitspersonal beginnen den Tag mit einem Lächeln.

Nicht nur das Umfeld macht den Unterschied. An einem Freitagmorgen ist viel Betrieb in den Büros: 50 Neuankömmlinge reisen bald an, Sozialarbeiter und Beamte besorgen Handtücher, reinigen Betten, schreiben Mails. Vor allem zwei Familienväter tun sich im Getümmel hervor: Sie verschieben die mit Bauzaun abgetrennten Wohnzonen, richten für die ankommenden Familien neue ein und weisen den Neuankömmlingen ihre Betten zu. Von Anfang an wird die Halle nicht über die Köpfe der Bewohner hinweg gemanagt, sondern von den Bewohnern selbst täglich mitorganisiert.

Nach zwei Wochen Unisporthalle steht der Erfolg im Wachbuch: Täglich gehen Bewohner in die Stadt, erkunden sie, lernen Deutsch und sogar Taekwondo und helfen den Arabischlernenden der Uni. Und nach zwei weiteren Wochen steht die Schließung der Unterkunft Unisporthalle fest. Doch der Elan der Studierenden lässt sich hoffentlich nicht von landespolitischen Entscheidungen abschalten. □

Christoph Trost arbeitete in Erfurt eng mit Sozialarbeitern, Verwaltungsangestellten und Bewohnern der Unisporthalle zusammen.

Fotoessay:
Weltmetropolen mit anderen Augen sehen

In London wird die Kunst Obdachloser seit einiger Zeit in Cafés ausgestellt und in Kalendern abgedruckt. „Über einer Tasse Kaffee“, wie der Verein seine Entstehungsgeschichte erzählt, „wurde aus der einfachen Idee, Kunst und Obdachlosigkeit in empowernder Weise zusammenzubringen, das Konzept von Café Art geboren.“ Die beiden Initiatoren Paul Ryan und Michael Wong hatten sich bereits zuvor intensiv in der Obdachenlosenhilfe engagiert.

Die Organisation kooperiert gegenwärtig mit knapp 40 eigenständigen Kaffeehäusern in London, die ihre Räumlichkeiten als Austellungs- und Verkaufsfläche für die Kunst Obdachloser zur Verfügung stellen. Der Erlös durch den Verkauf der Gemälde oder Fotografien geht komplett an den Künstler. Beide, Künstler und Käufer, haben anschließend die Möglichkeit, bei einer Tasse Kaffee ins Gespräch zu kommen.

Das Projekt „My London“ wurde 2013 zum ersten Mal von Café Art mit Unterstützung der Royal Photographic Society durchgeführt: 100 Einwegkameras wurden an Obdachlose verteilt, die eine Woche Zeit hatten, London aus ihrer Perspektive zu fotografieren. Die beeindruckenden Ergebnisse wurden daraufhin öffentlich ausgestellt und die Publikumsfavoriten in dem Kalender „My London 2014“ abgedruckt. Aufgrund des Erfolgs und der positiven Resonanz wurde das Projekt in den beiden Folgejahren weitergeführt.

Zwar bewertet Ryan den Einfluss von Café Art als positiv für die Involvierten, denen die künstlerische Betätigung Selbstwertgefühl und Vertrauen zurückgeben konnte. Im ernüchternden Gegensatz dazu stehen die steigenden Obdachlosenzahlen im Vereinigten Königreich. Nichtsdestotrotz bleibt Ryan optimistisch. Die Idee von „My London“ wurde vergangenes Jahr zum ersten Mal in São Paulo ausprobiert, die auch hier zu eindrucksvollen Ergebnissen geführt hat.

© *Café Art*

linke Seite (v.o.n.u.): “Praça da Sé” (São Paulo) von Leandro; “Faceless Child” (East London) von Ellen Rostant
rechte Seite (im Uhrzeigersinn): “My barking Friend” (São Paulo) von Dino Jos; “Yellow and Red” (Islington) von Frances Whitehouse; “Ducks” (Hyde Park) von Stephen James; “Parked Bike” (Hyde Park) von Goska Calik; “Sleeping Rough” (West End) von Amadeus Xavier Quadeer, “London Calling” (Lincolns Inn, April-Illustration von My London 2016*) von XO*

memorique

War and Colonialism in Japanese Neo-Nationalist Manga

Several revisionist artists have denied the atrocities perpetrated by Japanese in their Empire and during the Second World War. One of them is bestselling manga author Yoshinori Kobayashi.

by Takashi Fujitani

Media outlets throughout the world have often criticized Japan, in contrast to Germany, for its refusal to sincerely apologize for its war crimes. Examples of German contrition such as chancellor Willy Brandt's silent "kniefall" in front of Warsaw's Monument to the Ghetto Heroes in 1970, as well as President Richard von Weizsäcker's elaborate admission of responsibility for countless atrocities and the Nazi tyranny in 1985 – such acts by Germany's highest officials are often compared with Japanese leaders' refusals to apologize or, at best, their ambiguous gestures of regret. To be sure, in the postwar years, especially with the partial ending of the Cold War in the late 1980s and early 1990s, Japanese officials have repeatedly issued apologies and other statements acknowledging guilt for various wartime and colonial atrocities. Most famously and consistently, in August 1993, Chief Cabinet Secretary Yōhei Kōno released what is now called the "Kōno Statement." In that document he admitted that a governmental study had found that the Japanese military had been complicit in recruiting "comfort women" (a euphemism for sexual slaves) and that in many cases they had been taken against their will. He offered the Japanese government's "sincere apologies and remorse to all those… who suffered immeasurable pain and incurable physical and psychological wounds as comfort women." In the following years, state officials have on numerous occasions expressed their regrets and apologies, perhaps most resolutely by Prime Minister Tomiichi Murayama, who on the occasion of the 50th anniversary of the war's end reiterated that Japanese "colonial rule and aggression" had "caused tremendous damage and suffering to the people of many countries." For this he offered his "deep remorse" and "heartfelt apology."

Nonetheless, many of Japan's leaders have given the impression that their apologetic gestures are only formalistic and pragmatic. Thus, even though Prime Minister Shinzō Abe reaffirmed the "Kōno Statement" in 2014, in 2007 he had already refused to acknowledge that the "comfort women" had been recruited against their will. Furthermore, the repeated visits of Japan's leaders (including Abe) to Yasukuni Shrine – the religious site honoring the war dead,

including Class A war criminals – have symbolized Japan's insufficient repentance. Similarly, while the latest agreement between South Korean and Japanese governments (announced in December 2015) promises more money to care for the former "comfort women", the monetary compensation gives the impression of "hush up" money since Abe's accompanying apology was not spontaneous but the result of negotiations with the South Korean government. And on the same day that the new agreement was made public, Abe's wife paid her respects to the war dead at Yasukuni.

The role of popular culture

I begin with this juxtapositioning of the German and Japanese cases for two reasons: First, I want to suggest that while I realize that it is possible to make comparisons between German and Japanese contrition, I do not believe that such an exercise is useful because the situations which have led to their apparently different attempts to deal with their historical responsibilities are far too complex to compare in a simplistic way; and worse yet, such comparisons can serve as alibis for suspending self-criticism. For instance, a valorization of the German example may lead to the view that Germans and Europeans overall have atoned sufficiently for their past wrongs and need not do more. In my view, it is better to heed one of the main points of Weizsäcker's famous speech, in which he insisted that rather than celebrate their achievements since the end of the war, the people of his nation should use the memory of the past as a "guideline" for the future. He urged his people to resist self-satisfaction and arrogance and to continue to reflect on such matters as the closing of borders to those in need, the persistence of discrimination of various kinds, and the ongoing burdens placed upon the people in the Middle East that have been the direct result of the earlier persecution of Jews in Europe.

Second, this stance on the ineffectiveness of gauging remorse comparatively is a starting point to consider the Japanese case, and in particular the role that popular culture has played in managing memories of WWII and Japanese colonialism. Popular culture constitutes a very powerful and effective cultural space for media that is helping to shape understandings of history and many other cultural, political, and social issues. While the writings of professional historians are certainly read, they cannot compete in sheer number and circulation with other media forms, beginning with manga, photographs, novels, movies, television, the internet, museums, and so on. Most students are likely to read history textbooks in order to do well on academic exams and then look elsewhere, including in manga, to develop their understanding and sentiments about history as a living past – in other words, a past which helps them to formulate their ways of living in the contemporary world.

Neo-nationalist writers, activists, and artists who have been adamant about denying Japanese wrongdoings have been particularly adept at utilizing popular cultural forms to circulate their historical views. Among them one of the most prolific and influential has been the manga artist Yoshinori Kobayashi, who has at least since the 1990s produced a seemingly endless stream of manga defending Japan's modern wars and its Empire. His major works sell well into the hundreds of thousands and the three volumes of *On War* have reportedly sold more than a total of 1.6 million copies. In manga such as *On War*, *On Taiwan*, *On Okinawa*, *New Thesis On Radhabinod Pal*, *On Yasukuni*, *On Greater East Asia*, and so on, Kobayashi has given his national readership a self-congratulatory vision of Japan's wars and Empire in the Asia-Pacific. These wars are portrayed as heroic efforts to liberate the peoples of the Asia-Pacific from the greed, racism and brutality of the white imperialist powers. Furthermore, Kobayashi's manga show Japan as a benevolent Empire which developed the regions under its control economically and in other ways. This rendering of the Japanese Empire and the Second World War shares much with neo-nationalists involved in the textbook revision movement who have maintained that school children should be freed from what they call the "masochistic view of history."

Grateful "comfort women"?

Kobayashi's works are popular not only because they prey upon the weaknesses of many mainstream Japanese people for whom national self-adulation provides compensatory relief from the reality of social and economic problems. They also cleverly pick up fragments of historical truth behind which Kobayashi constructs a distorted view of Japan in world history. For instance, it is true that the Japanese launched many modernization projects such as building dams and irrigation systems, electrical plants, and railways throughout its Empire. But he fails to note that this development was intended to profit mainly the colonial rulers and the homeland – not the local people. Moreover, he minimizes Japanese atrocities such as the Nanjing Massacre and sexual slavery. Most outrageously, capitalizing on the fragment of truth that some "comfort women" may not have been directly forced into sexual slavery by the military, he drew pictures of happy "comfort women" in Taiwan who were supposedly grateful for the opportunity to move

Takashi Fujitani

is the Dr. David Chu Chair Professor, Professor of History, and Director in Asia Pacific Studies at the University of Toronto. Most of his research has centered on the intersections of nationalism, colonialism, war, memory, racism, ethnicity, and gender. His major works include: Race for Empire: Koreans as Japanese and Japanese as Americans in WWII (UC Press, 2011). He is also editor of the series Asia Pacific Modern (UC Press).

e-mail: t.fujitani@utoronto.ca

Translation bottom frame: "The Japanese military even respected human rights. Therefore, for these [poor] women becoming military comfort women meant tremendous upward social mobility and… although they all might have desired to become one, it is really impossible to imagine forced mobilization".

from: Yoshinori Kobayashi, Taiwanron *(Shōgakkan, 2000)*

up in the world economically through their service as sex workers. Moreover, Kobayashi consistently employs a politics of comparative empires to make the point that in comparison to the European, and especially American nations and empires, Japan was far less exploitative and far more gracious and benevolent to those under its rule. His manga are filled with bits of truth about the history of Western expansion, conquest, seizures of land, colonial exploitation, racism, misogyny, religious intolerance, and violence against colonized peoples – in each case, lauding the Japanese Empire for its contrasting moral superiority. For instance, he denies Japanese racism against the colonized while at the same time drawing graphic scenes of white Americans' brutality against African and Native Americans. He minimizes the scale of Japanese wartime violence and instead provides horrific depictions of Japanese civilians and even babies incinerated to death by American firebombings and the atomic bombs (*see illustration above*).

The deployment of these contrasting images of empires, in which Japan is always given moral superiority over the Western empires, has an effect similar to the politics of comparative remorse mentioned earlier – namely, it obstructs further ethical reflection on one's own national past. One of Kobayashi's and the wider circle of neo-nationalists' favorite ways of using the politics of comparison to defend the Japanese Empire is to invoke the views of the Indian jurist Justice Radhabinod Pal. Justice Pal had offered a dissenting opinion at the Tokyo War Crimes Tribunal (the counterpart to the Nuremberg Trials) in which he sought consideration of the issues of Western colonialism and the atrocities of the Allied Powers. Many of Pal's criticisms had considerable empirical, logical and moral force. For instance, he held that if a state's leaders were to be charged with the type of war crimes being considered in Tokyo – by which he meant cases in which leaders explicitly ordered the execution of atrocities – there could be no more obvious instance than the dropping of the atomic bombs.

(No) absolution

Yet even here Kobayashi and his fellow neo-nationalists picked up decontextualized fragments of Pal's reasoning while ignoring those pieces which do not conform to their defense of the Japanese Empire. For Pal did not intend to mobilize a politics of comparison to absolve the Japanese people and their leaders of their responsibilities for the horrors they had unleashed. He insisted that the "devilish and fiendish character of the alleged atrocities [committed by the Japanese] cannot be denied," and further deplored the Japanese military conquest of Northeast China. In addition, he affirmed the punishments meted out to Japanese defendants in the thousands of war crimes trials that were taking place in roughly 50 locations throughout the Asia-Pacific region. But while Pal believed in the necessity of punishing those guilty of various crimes against humanity, he opined that there was no legal basis in international law for holding the limited number of the accused in the Tokyo Tribunal for conspiring to wage a war of aggression or for conspiring to commit atrocities. In other words, while he found the Tokyo Tribunal faulty on legal grounds, he condemned Japanese imperialism.

Perhaps the lesson to be learned from Japan's neo-nationalist purveyors of popular culture as well as the often heard comparison of Japan's lack of remorse compared to Germany's, is that the politics of national and imperial comparison almost always seems to lead down the slippery slope of national alibis – alibis which too commonly have the effect of absolving all of us of our past sins. ◻

Rezension

Wider das Vorurteil

Der Kampf gegen die Schleuser gilt als das Allheilmittel gegen kenternde Boote im Mittelmeer. In seinem Buch *Die neuen Staatsfeinde* räumt der Journalist Stefan Buchen mit dem Vorurteil des skrupellosen Verbrechers auf.

von Babs

Hanna L. hätte sich wohl selbst nie vorstellen können, als Angeklagter in einem Gerichtssaal zu sitzen. Seit fast dreißig Jahren arbeitet er als Ingenieur in einer Essener Baufirma, hat eine Frau und zwei Kinder. Eine gutbürgerliche Existenz – bis zu dem Moment, als der Krieg in seine Heimat kam. Denn Hanna L. stammt ursprünglich aus Syrien, vor fast vierzig Jahren war er zum Studieren nach Deutschland gekommen.

Ein Teil seiner Familie lebt bis heute dort und Hanna hält engen Kontakt zu ihr. Zuerst sind es nur vereinzelte Anfragen von Freunden und Bekannten, ob er ihnen nicht helfen könne, nach Deutschland zu kommen. Hanna zögert nicht lange und sucht nach Kontaktpersonen vor Ort. Er überweist Geld an Verwandte, die noch in dem Bürgerkriegsland leben. Stets behält Hanna dabei das Wohl der Betroffenen im Auge: Das Geld überweist er den Schleusern erst, wenn die Schutzsuchenden sicher in Deutschland angekommen sind.

Doch er selbst wird Opfer des Kampfes gegen die Schleuser. Im Oktober 2011 beginnt die Bundespolizei ihn abzuhören, Ende Januar 2013 wird er in einer spektakulären Aktion vor seinem Haus festgenommen. Der Vorwurf: Beihilfe zur illegalen Einreise in die Bundesrepublik, strafbar gemäß Paragraph 96 Aufenthaltsgesetz. In der Hoffnung auf Strafmilderung gesteht er während des Verfahrens. Trotzdem ergeht ein hartes Urteil: zwei Jahre Haft auf Bewährung und eine Geldstrafe in Höhe von 110.000 Euro.

Dass Hanna versucht hat, die Sicherheit der Flüchtenden zu gewährleisten, kommt ihm hierbei nicht zugute, im Gegenteil: Damit sei der Anreiz zu fliehen noch größer geworden, besagen die Unterlagen. Die Urteilsbegründung des Richters liest sich zynisch: Hätte er den Syrern unbedingt helfen wollen, hätte er es ja auf andere Art und Weise tun können. Dennoch wird der Schlag gegen Hanna in der Presse als „Sieg im Kampf gegen die Schleuser“ gefeiert. Wie kann es also sein, dass ein Akt der Menschlichkeit vor dem Strafgericht endet?

Stefan Buchen hat Hanna auf seinem Weg begleitet und die Geschichte anschließend verschriftlicht. In *Die neuen Staatsfeinde* stellt der Journalist des ARD-Magazins „Panorama“ eindringlich dar, wie unter der Vorgabe, einen Kampf gegen Schleuser zu führen, auch Fluchthelfer belangt werden, die an der Hilfe kaum etwas verdient haben – wie Hanna. Zwar hat der Ingenieur vier Prozent jeder Überweisung als „Gebühr“ einbehalten – diese teilte er jedoch mit seinem Bruder, der die Auszahlungen in Syrien vornahm.

Das Urteil erging im Dezember 2013, lange bevor die Not abertausender Flüchtlinge im Sommer 2015 in den Fokus medialer Berichterstattung geriet. Im Zuge der erschreckenden Bilder von zusammengepferchten Menschen in Ungarn riefen Menschenrechtsorganisationen auch Privatpersonen dazu auf, Flüchtlinge im Auto über die Grenze nach Deutschland zu bringen. Wie Hanna haben sie sich strafbar gemacht – und diese Absurdität führt Buchen vor. Hanna sagt, er habe mit der Fluchthilfe aufgehört. Er strengte in den Verhandlungen die grundsätzliche Frage des „unrechten Rechts“ nicht an; er möchte kein Märtyrer sein. Doch Stefan Buchen gibt sich mit der Schilderung des Falls nicht zufrieden. Mit Hanna porträtiert er einen Menschen, der rein altruistisch und aus dem Gefühl der Verantwortung für seine Mitmenschen handelt – fernab des weit verbreiteten Bildes vom skrupellosen Schleuser, der für abertausende Euro die Schutzsuchenden auf eine gefährliche Fahrt über das Mittelmeer schickt.

Buchens Reportage ist kein sachlicher Bericht, der Autor bemüht sich nicht, seine Fassungslosigkeit über das Urteil oder seine Sympathien für Hanna und seine Handlungen zu verbergen. In Zeiten, in denen Flüchtlingsunterkünfte brennen und Politiker sich über Asylobergrenzen streiten, ist ein solches Buch wichtig, denn es zeigt wieder, dass hinter den abstrakten Zahlen individuelle Schicksale stehen. Und es erinnert daran, dass Fluchthilfe primär ein Akt der Menschlichkeit ist und Kriminalität überhaupt erst dann ins Spiel kommen kann, wenn die Politik versagt. □

Stefan Buchen:
Die neuen Staatsfeinde. Wie die Helfer syrischer Kriegsflüchtlinge in Deutschland kriminalisiert werden
Dietz Verlag 2014
200 Seiten
14,80 €

“Renaissance of the Dark Ages”: Does Islam need Enlightenment?

unique met with renowned Syrian philosopher Sadiq al-Azm and talked with him about individual strife for freedom, the demise of the political left and perspectives of political reform in the Middle East.

by gouze

Scholar and philosopher Sadiq al-Azm is considered one of the most important Arabic intellectuals of our time. He was awarded the Goethe Medal by the Goethe-Institut in 2015 to honour his enduring commitment for secularisation and democratisation in Arab societies. Al-Azm and his wife fled from Syria in 2012 and have been granted asylum in Germany since.

He assesses that the current instability in the Middle East is not just the short-term consequence of authoritarian rule and foreign military interventions in the second half of the 20th century, but an identity crisis. The Arab countries have suffered two severe defeats by Israel. The first when the Jewish state was founded and the second when Israel emerged victorious from the Six-Day War.

Sadiq al-Azm when receiving the Goethe Medal in Weimar (2015).

***unique*: How did defeats and failings in foreign policies drive the society toward fundamentalist Islam?**

al-Azm: Starting in the 1950s, the Arab countries started social and political reforms, but without changing their approach to religious fundamental beliefs. After the defeat in the Six-Day War, however, all these programs, ideas, ideals and policies that were formulated before collapsed. And in this vacuum of societal options a fundamental approach of Islam arose.

In a moment like that, in our society, people turn to God. And this is also partly why in the Arab Spring, when the difficult repressions started in Syria, people turned to God. The turn to God is not a personal one, it is communal, it is collective: It’s not that you feel that God is calling you in – you go and you make connections with him. But this becomes a collective commitment. These two actions and movements in society were formed solely on religious grounds.

During the last quarter of the 20th century the political landscape in the Arab World looked absolutely dismal. Resurgent political fundamentalist Islam turned, in desperation, viciously violent against its own states, societies and economies, declaring them “apostate” and waged jihad in order to re-Islamize these “fallen” states and societies.

Despite four Israelian-Palestinian wars: could Israel be a poster boy for democracy and enlightenment traditions in the Middle East?

Very often, this is a love-hate-relationship, but it’s more dialectical. Of course, I know Palestinians very well, I worked with them, with PLO for many years and so on. Deep down there is also an admiration, for the way the Israelis manage their society... I know this from personal experiences, from writings, from literature. Deep down the Palestinians wish that someday, they can manage a life and a society without corruption. Currently this is impossible in an Arab country.

On the surface there is animosity and antagonism and so on. But then again the people want to be free. And because the Israelis regard themselves as free, it doesn't mean that you say: 'Okay, down with freedom'. You say: 'I also want the same for myself'.

After the Arab nations were defeated in the Six-Day War, al-Azm published Self-Criticism After the Defeat *in 1968 and one year later* The Critique of Religious Thought *criticising the role of religious dogma in society and politics. He was subsequently imprisoned by the Lebanese government for the crime of "inciting sectarianism."*

You think all people, despite their cultural backgrounds, strive towards individual freedom?
When people speak about equality and speak about integrity and all the Enlightenment values, this was already hidden in their guts. And at first it was covered – the Arab Spring removed the lid and it came out. These are things which interact over a period of time. Until a moment comes when they erupt.

A coverage in *Le Monde diplomatique* stated that a good proportion of Islamic States' fighters are disillusioned former protesters from the Arabic Spring.
It's not quite accurate. What actually happened after the end of the Cold War and the end of the Soviet Union is the break-up of the Arab left into three parties: The main bulk of them pursued values of a civil society, where they were also committed to establish socialist values – this failed. The next values in the line of defence are the bourgeois values of the French Revolution, the Enlightenment and so on. So they defend those now.
A small fraction of the left preferred to continue the fights from the Cold War against imperialism and the West in general. And because back then those who were against the West were the islamists, this fraction said 'We join the Islamists. Al-Qaeda is fighting America – so we join Al-Qaeda'. These people are not so much interested in fighting for democracy or something like that, rather then continuing the old fight with new allies.

Al-Azm promotes the modernisation of Islam under the guidance of Enlightenment traditions. Yet he has come to the sobering assessment that the Arab countries are degrading into medieval societies. He has subsequently dubbed this process "the Renaissance of the Dark Ages".
Al-Azm generally refuses the notion of ideological colonialism when he argues that the Charter of Human Rights is a universal historical paradigm comprising and affirming such allied values, ideals and practices as human and civil rights, separation of state and religion, independent judiciary, equality before the law etc. To him the Enlightenment has become a common human good and the most important resource for liberation and emancipation initiatives everywhere and anytime.

You have proposed that Enlightenment is not a kind of Western cultural property, but a unique global good. A pool of intellectual and civil traditions, from which people can take ideas and bring them to their own country. Some European left-wingers might actually accuse you of being a proponent of ideological neocolonialism.
Well, my answer for the people who say that is: 'Come live under Saddam Hussein. Come and live under Assad for a while.' And then let's see what they'd say and how they'd react. There is something in this argument, something very condescending: 'We enjoy these things, but these things are not for the others,' and the pretext of that is that everyone has their own values, everyone has their own culture and that let them stay where they are. The people from the left who make these accusations, – given the military dictatorship and given the tyranny of Sharia law – I would like to ask them: 'What should we demand? What should we ask for? Is there anything – except the values that came out of the Enlightenment or the Charter of Human Rights – that has become very important for the civil society movements?' What we live under, they, the left-wingers, would not accept for themselves.

You reject the notion that there has to be a distinct Islamic Enlightenment for Islam to be reformed?
Isn't it possible to learn from earlier experiences, to benefit from what other cultures have achieved? Why can't I, in Syria, benefit from ideas and concepts that originated in Europe?
When the Arab Spring started, all these people on the Tahir square in Cairo were speaking about equality, about integrity, dignity, democracy, fair elections, government accountability and so on. They were doing this because they were caught between a military dictatorship, oppression and an Islamist opposition that is going to apply Sharia law – we've been shown by ISIS what Sharia law looks like. So, this road of Enlightenment seems to be the only way out of the impasse or the deadlock between military dictatorship and the dictatorship of theocracy.

Al-Azm has continuously spoken up and published works defending intellectual freedom, two of them were The Notion of Prohibition: Salman Rushdie and the Reality of Literature *and* A Post-Prohibition Doctrine *after the fatwa against Salman Rushdie. His books are banned widely throughout the Middle East. His unwavering protest landed him on a blacklist of the Jordanian monarchy, and led to his exclusions from several universities and journals.*

Have you given up hope to return to Syria?
Well, I am not very hopeful that I will be able to return to Syria. If the military dictatorship continues, of course, I am condemned... And if the Islamists come, I am also damned. So, unless a tolerant, different kind of Syria emerges – personally, I'm out. ◻

Der Balken im eigenen Auge

Medien wie der *SPIEGEL* hinterfragen kritisch die Nazi-Vergangenheit von Institutionen und Amtsträgern – zu Recht. Bei der eigenen Historie nehmen sie es nicht so genau.

von Frank

Wenn es Unwissenheit gab, dann nur, weil man nichts wissen wollte“, hieß es 2011 im Hamburger Nachrichtenmagazin *SPIEGEL* über ehemalige NS-Verbrecher in den Reihen des Bundesnachrichtendienstes. Tatsächlich gab es bekanntermaßen nach dem Ende der Nazi-Diktatur in vielen Bereichen personelle Kontinuitäten – auch im Journalismus *(siehe Infokästen)*. Doch die eigene braune Personal-Historie wird von den Redakteuren bis heute weniger gern beleuchtet.

Auch das Hamburger Nachrichtenmagazin, 1947 in der britischen Besatzungszone ins Leben gerufen, bildet da keine Ausnahme. Der *SPIEGEL* legte sich unter der Leitung Rudolf Augsteins schon früh mit den Mächtigen an; wie heute gehörte die investigative Aufdeckung politischer Skandale zum Kerngeschäft. Spätestens mit der *SPIEGEL*-Affäre 1962 hatte das Magazin eine Art pressefreiheitlichen Märtyrerstatus erlangt. Zwei Jahre später berichtete das „Sturmgeschütz der Demokratie“, wie Augstein den *SPIEGEL* halb scherzhaft und halb martialisch bezeichnete, über die frühere Tätigkeit namhafter Journalisten wie Ernst Samhaber – erster Chefredakteur der *Welt* – und *FAZ*-Mitbegründer Karl Korn beim nationalsozialistischen, Joseph Goebbels unterstellten Propagandablatt *Das Reich*.

Beim *SPIEGEL* fanden sich indes ebenfalls lange Jahre Redakteure und Mitarbeiter mit eindeutiger brauner Vergangenheit – auch aus dem Umfeld von Goebbels’ Propagandaministerium oder der SS – sogar in leitenden Funktionen: Friedrich Karl Grosse, früher Chef des so genannten „Auslandspresseclubs“ unter NS-Außenminister Rippentrop, fungierte später als journalistischer Leiter des Berliner *SPIEGEL*-Büros. Erich Fischer, ehemaliger SS-Sturmbannführer und Leiter der Abteilung „Deutsche Presse“ im Propagandaministerium, wurde 1952 Verlagsmanager im Düsseldorfer Büro des Nachrichtenmagazins.

Im gleichen Jahr setzte Augstein als Ressortleiter für „Ausland“ und „Internationales“ Horst Mahnke und Georg Wolff ein. Mahnke, ab 1939 Referent im berüchtigten Reichssicherheitshauptamt, war als SS-Hauptsturmführer mit hochrangigen Planungen beim „Sicherheitsdienst des Reichsführers SS“ (kurz: SD) befasst. Noch 1949 wurde Mahnke eine Anstellung etwa als Lehrer oder Journalist untersagt, da er „den Nationalsozialismus wesentlich gefördert“ habe – ein Berufungsausschuss hob diesen Beschluss später jedoch auf. Mahnke wechselte 1959 vom *SPIEGEL* zum Springer-Konzern, bevor er Ende der 60er Jahre Hauptgeschäftsführer beim Verband deutscher Zeitungsverleger wurde.

Auch Wolff hatte es in der SS bis zum Hauptsturmführer gebracht und war im besetzten Norwegen Teil des SS-Einsatzkommandos sowie später Referatsleiter des SD gewesen. Für den *SPIEGEL* verfasste er im ersten Jahrzehnt seiner Mitarbeit über 80 Titelgeschichten; später wurde er stellvertretender Chefredakteur und Leiter des Ressorts „Geisteswissenschaften“, bis er Ende der 70er Jahre pensioniert wurde.

Alt-Nazis mit guten Kontakten

Der Medienforscher Lutz Hachmeister, der bereits seit Jahren die *SPIEGEL*-Vergangenheit untersucht, zeigt, dass Autoren wie Mahnke und Wolff „spezielle geheimdienstliche Erfahrung und ein detailliertes Wissen über Personalien“ des untergegangenen NS-Apparats mitbrachten. Dabei wurde ehemaligen Nazis eine bedeutende inhaltliche Deutungsmacht zugestanden: 1949 und 1950 etwa erschien im Magazin eine 30-teilige Serie zur Kriminalpolizei im NS-Staat und zum Chef des Reichskriminalpolizeiamtes, Arthur Nebe. Der Autor der Texte wurde – so war es zu dieser Zeit durchaus üblich – nicht genannt; es handelte sich um den früheren SS-Sturmbannführer und Kriminalrat im Reichssicherheitshauptamt, Bernhard Wehner, der es in der Bundesrepublik noch bis zum Leiter der Kripo Düsseldorf bringen sollte. In der Artikelserie wurden Täter zu Opfern eines übermächtigen Systems; Nebe verkörpere, so Wehner, „die Kollektiv-Seele Deutschlands unter Hitler: Anständig, aber ängstlich und ehrgeizig“.

Das Beispiel der Nebe-Serie illustriert zum einen die bis weit in die Nachkriegszeit reichende Darstellung der deutschen Mehrheitsgesellschaft und selbst der Amtsträger als unbedarfte Opfer eines perfiden Hitler-Systems. Zum anderen wird deutlich, dass Augstein wenig Berührungsängste mit ehemaligen Tätern hatte und ihnen sogar maßgebliche journalistische Deutungshoheit verlieh.

„Während der Spiegel nach außen kräftig austeilte“, so Hachmeister, „fand er über Jahrzehnte kein vernünftiges Verhältnis zur eigenen Geschichte.“ Ein moralischer Doppelstandard. Als 1992 der ehe-

Paul Sethe (Jg. 1901)

Angehöriger einer Propagandakompanie der Waffen-SS, seit dem Frühjahr 1944 auch für den *Völkischen Beobachter* tätig.
Einer der fünf Gründungsherausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*; schrieb nach seinem Ausscheiden bei der *FAZ* u.a. politische Kommentare und historische Serien für den *Stern* und *Die Zeit*.

malige *SPIEGEL*-Kolumnist Otto Köhler die Fälle Mahnke und Wolff thematisierte, schwieg man beim *SPIEGEL* eisern – außer der *taz* griff keine größere Zeitung die Sache auf. Vielleicht aus Ahnung oder Wissen um Leichen im eigenen Keller?
Augstein als der wesentliche Zeitzeuge hätte indes beschlossen, sich an nichts mehr zu erinnern, so Hachmeister. Zum Tod Georg Wolffs 1996 gab es keinen Nachruf im *SPIEGEL* – längst hatte man Angst um das eigene Image.

Claus Peter Volkmann (Jg. 1913)

alias Peter Grubbe, stellvertretender Kreishauptmann in NS-besetzten Polen, u.a. an Deporationen beteiligt – er und Franz Josef Schöningh kannten sich aus dieser Zeit. Verschwieg seine Tätigkeit im Entnazifizierungsverfahren.
Ab 1945 schrieb er unter neuem Namen (Grubbe), erstmals im März 1946 für die *SZ*, später war er London-Korrespondent der *FAZ* und *Welt*.
Erst im Herbst 1995 von der *taz* enttarnt, was ein breites Medienecho hervorrief, u.a. von *SPIEGEL*, *Welt* und der *SZ* – allerdings ohne Erwähnung seiner *SZ*-Artikel von 1946.

„An Verbrechen nicht beteiligt“

In einer Sonderausgabe zum 50. Jubiläum setzte sich das Magazin 1997 unter der Überschrift „Der Anfang“ erstmals selbst journalistisch mit seiner personellen Vergangenheit auseinander: So wurden der „Kriminalist Bernd Wehner“ als Informant sowie die Vergangenheit von Mahnke und Wolff (letzterer „an Verbrechen nicht beteiligt“, versichert der Artikel) erwähnt. In den Anfangsjahren sei das politische Bewusstsein der Leitung noch „nicht genug geschärft“ gewesen, um „jeden neuen Kollegen auf seine Herkunft hin zu durchleuchten“, heißt es rückblickend.
Als 2001 Augstein den Ludwig-Börne-Preis erhielt, gab es stärkeres Aufsehen zur Anfangszeit des Magazins; der gealterte Gründer sagte der *Welt am Sonntag* im Mai 2001, es habe beim *SPIEGEL* „in den Anfangsjahren auch ehemalige Nazis gegeben“. Mit seinem Tod Ende des darauffolgenden Jahres hätte eine neue Phase der Vergangenheitsbewältigung beginnen können.
Zehn Jahre später erklärte der damalige Chefredakteur Georg Mascolo auf einer Konferenz anlässlich des 50. Jahrestages der *SPIEGEL*-Affäre, es sei aus heutiger Sicht „gewiss ein Fehler, sich dieser Leute mit brauner Vergangenheit zu bedienen“, zeigte sich aber sicher, dass „eine Handvoll Nazis“ zu keiner Zeit das von Augstein „ins Leben gerufene Projekt Aufklärung hätten gefährden können“. Im Rahmen der Konferenz äußerte Franziska Augstein, ihr Vater habe zu ihr gesagt: „Du brauchst natürlich alte Nazis, und zwar eben solche, die Funktionen ausgefüllt haben, so dass sie die Apparate, um die es ging, so gut kannten, dass sie in der Lage waren, darüber zu schreiben“; das leuchte ihr „vollkommen ein“.
Bis heute wird häufig so getan, als hätte das belastete Personal kaum eine Rolle gespielt. Mal ist etwa von einer „Handvoll ehemaliger NS-Kader“ die Rede, relativiert durch den Nachsatz: „Die meisten hielt es nicht lange.“ Der ehemalige SS-Sturmbannführer Mahnke blieb jedenfalls sieben Jahre, der ehemalige SS-Sturmbannführer und SD-Referatsleiter Wolff mehr als 25 Jahre beim Magazin – davon acht Jahre als stellvertretender Chefredakteur.
Anders als der *SPIEGEL* war die bereits 1945 gegründete *Süddeutsche Zeitung* in den Anfangsjahren wesentlich regierungsfreundlicher eingestellt. So hielt sich die erste und sehr bald größte deutsche Zeitung des amerikanischen Sektors mit politischer Positionierung weitgehend zurück. Auch eine Aufarbeitung der NS-Herrschaft fand in der Zeitung lange nicht statt: „Signifikant war Verdrängung in allen Schattierungen“, schreibt der Historiker Knut von Harbou in seinem Buch *Als Deutschland seine Seele retten wollte* zur Gründungszeit der *SZ*.
Von Harbou, selbst langjähriger *SZ*-Redakteur und früher stellvertretender Feuilleton-Chef, veröffentlichte 2013 eine kritische Biografie über einen der Gründungsherausgeber des Blattes, Franz Josef Schöningh. Dieser war nicht nur fünf Jahre lang Lebensgefährte seiner Mutter, sondern auch Freund des verstorbenen Vaters, Mogens von Harbou – und während des Krieges dessen Stellvertreter als Kreishauptmann im nazibesetzten Tarnopol. Als leitender Zivilbeamter sei Schöningh – Mit-Erfinder des *SZ*-„Streiflichts“ – in alle „relevanten Organisationsabläufe, die die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung betrafen, involviert“ gewesen, schreibt von Harbou. Den Recherchen von Harbous zufolge leitete Schönigh in Tarnopol das Amt für Innere Verwaltung, das unter anderem Deportationen oder die Abriegelung von Straßenzügen koordinierte.
Da die Rolle der Kreishauptmannschaften erst ab den 90er Jahren erforscht wurde, war vermutlich unzureichende Kenntnis der für die Entnazifizierung zuständigen Stellen die Erklärung dafür, dass sich Schöningh wie viele andere nach dem Krieg aus der Affäre ziehen konnte. Der zuständige US-Presseoffizier erinnerte sich, man habe bei Erkundigungen über Schöningh „nicht das geringste Nachteilige erfahren“ – und ihm darum eine der Lizenzen für die Gründung der *SZ* erteilt.
Angesichts seiner ganz persönlichen Schuld, die Schöningh nach dem Krieg wenn möglich zu verschleiern oder zu verharmlosen versuchte, ist es umso interessanter, wie er sich vehement gegen den Gedanken einer deutschen Kollektivschuld positionierte. Im Herbst 1945 stellte er in der *SZ* das deutsche Volk als verführtes Opfer dar, das einem „wahnsinnigen Kapitän und dessen willenlosen Gehilfen“ ausgeliefert gewesen sei.
Fast zeitgleich berief Schöningh einen leitenden Politikredakteur, Wilhelm Emanuel Süskind, zum Berichterstatter beim Nürnberger Prozess. Ab Ende 1943 war Süskind für die *Krakauer Zeitung* tätig gewesen und wurde später zudem Mitherausgeber des nationalsozialistischen Propagandablatts *Krakauer Monatshefte*; nebenher schrieb er als Theaterkri-

Paul Karl Schmidt (Jg. 1911)

alias Paul Carell, SS-Obersturmbannführer und Pressechef des NS-Außenministeriums.
Schrieb u.a. für den *SPIEGEL*, *Die Zeit* und diverse Springer-Medien.
Später erfolgreicher Autor von Landser-Literatur.

tiker für Goebbels' Wochenzeitung *Das Reich*. Ähnlich wie Schöningh und andere wich Süskind einer Auseinandersetzung mit seinen Tätigkeiten während der NS-Zeit später beharrlich aus.

Vom Propagandisten zum Chefredakteur

Auch ein späterer Chefredakteur der *Süddeutschen* weist eine brisante Vergangenheit auf: Hermann Proebst, ab 1938 Balkan-Korrespondent für verschiedene deutsche Zeitungen, pflegte Kontakte zur Führung der faschistischen Ustascha-Bewegung in Kroatien und wurde später Agent für den SS-Sicherheitsdienst. Als Vermittler zwischen deutschen Nazis und kroatischen Faschisten beförderte er durch seine Geheimdiensttätigkeit die deutsche Besatzung, schreibt der Historiker Alexander Korb. Dazu stand ihm mit der Wochenzeitung *Neue Ordnung* sogar ein eigenes Medium zur Verfügung; daneben war Proebst Hauptschriftleiter der täglichen *Deutschen Zeitung in Kroatien*. Im Sommer 1949 wurde er Ressortleiter „Innenpolitik" bei der *SZ*, zuvor hatte er unter anderem das Presseamt der Bayrischen Staatskanzlei geleitet. Von 1960 bis zu seinem Tod 1970 war er sogar Chefredakteur der Zeitung. Nachrufe seiner *SZ*-Kollegen verbuchten die „publizistische Tätigkeit" vor 1945 als „bewegte Episode auf dem Balkan zwischen Kroaten und Jugoslawen".

An einer Aufarbeitung all dessen durch die *Süddeutsche Zeitung*, so sagt uns Knut von Harbou ernüchtert, fehle es bis heute. „Hinweise auf die Funktion Franz Josef Schöninghs im Dritten Reich finden sich in den Erinnerungen des früheren leitenden Redakteurs Ernst Müller-Meiningen" – das 1989 erschienene Buch durfte in der *SZ* nicht besprochen werden. Für seine eigene Studie zu den frühen Jahren der *SZ* bekam von Harbou Zugang zum Print-Archiv der Zeitung. Eine materielle oder immaterielle Unterstützung seiner Arbeit gab es aber nicht, erklärt er uns. „Bestrebungen, die an den NS gebundenen Viten zahlreicher Redakteure und freien Mitarbeiter im Rahmen der Zeitung weiter aufzuarbeiten, sind mir unbekannt."

Ausnahmen bilden mehrere Artikel des Historikers und *SZ*-Autors Joachim Käppner, etwa im Vorfeld der Schöningh-Biografie von Harbous, in der Käppner schreibt, die *Süddeutsche* habe sich „Jahrzehnte wenig um die Vorgeschichte ihrer Gründergeneration gekümmert". Im September 2014 folgte unter der Überschrift „Die innere Spaltung" ein Beitrag über die Forschung Alexander Korbs und von Harbous zu belastetem *SZ*-Personal; im Sommer 2015 schließlich rezensierte Käppner die umfassende Studie von Harbous über das erste Jahrzehnt der Zeitung. Diese sei „mit aufklärerischer Wucht und verhaltener Wut" geschrieben, ein notwendiges Buch, im Urteil „so hart wie gerecht". Der „aufklärerische, freiheitliche Kurs, den sie heute für sich beansprucht", sei der *SZ* „nicht in die Wiege gelegt gewesen", heißt es weiter; „die Vergangenheit wurde von vielen zwar selten geleugnet, aber verdrängt und abgespalten", insofern sei die *SZ* der frühen Jahre ein „Kind ihrer Zeit" gewesen.

Doch mit dieser Befassung steht Käppner bislang allein auf weiter Flur. „Ich werde das Gefühl nicht los, dass die *SZ* meine Aufarbeitung einfach aussitzen will", erklärt uns von Harbou. „Eine Diskussion über von mir beschriebene Themenkomplexe – wie Schuldfrage, Antisemitismus – fand nicht statt. Gemeinsame Veranstaltungen mit dem Verlag des Buches auf der Buchmesse oder der Münchner Bücherschau unterblieben."

„Keine Chance" für Ex-Nazis?

Die Personalpolitik von *SPIEGEL* oder *SZ* war keineswegs unüblich: Nicht selten wurden selbst Führungspositionen überregionaler Medien mit Personal besetzt, das bereits im Dritten Reich eine Rolle gespielt hatte – offenbar auch mit Duldung der Alliierten, die, anders als angekündigt, oft nicht so genau hinschauten. Auch das Schweigen über konkrete Verbrechen in der Berichterstattung und die Prominenz der Verführungsthese war lange Jahre der dominante redaktionelle Duktus in der frühen Bundesrepublik.

Journalisten bestimmten in den Nachkriegsjahrzehnten, vielleicht noch stärker als heute, die ohnehin schleppende Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit. Die Beschäftigung mit den NS-Biografien der eigenen Redakteure blieb lange aus; auch die Berufsverbände trugen bis in die Gegenwart wenig zur Aufarbeitung bei. Vom Deutschen Journalistenverband (DJV) heißt es auf Anfrage, dazu seien „aus den letzten zwei Jahrzehnten keine Stellungnahmen von uns bekannt".

Noch im Mai 1995 war im vom DJV herausgegebenen Branchenblatt *journalist* anlässlich des 50. Geburtstages einer demokratischen deutschen Presselandschaft zu lesen: „Ex-Nazis hatten keine Chance" – dabei waren zu diesem Zeitpunkt schon unzählige Gegenbeispiele bekannt. Aber womöglich handelt es sich dabei einfach um ein weiteres Beispiel dafür, dass auch und gerade die Presse nicht davor gefeit ist, den Balken im eigenen Auge nicht sehen zu wollen. □

Zum Weiterlesen:

Lutz Hachmeister / Friedemann Siering (Hrsg.), Die Herren Journalisten, C.H.Beck, 2002
Lutz Hachmeister: Heideggers Testament, Ullstein Taschenbuch, 2015
Knut von Harbou: Als Deutschland seine Seele retten wollte, dtv, 2015

Der Mann, der niemals lachte

Buster Keaton avancierte neben Charlie Chaplin zum größten Stummfilmkomiker Hollywoods. Dann folgte der jähe Abstieg seiner Karriere.

von Richard Siedhoff

Die zwei Kameramänner fangen an zu kurbeln. Einige Mitarbeiter des Filmteams schauen gebannt hin, andere halten sich die Augen zu, als die Seile gekappt werden, die die zwei Tonnen schwere, zweistöckige Hausfassade eben noch festhielten. Nun kippt sie nach vorn, direkt auf den Hauptdarsteller und Regisseur Buster Keaton. Im Giebel der fallenden Hausfassade ist ein Fenster, das Keaton beim Fall jeweils fünf Zentimeter links, rechts, über den Kopf hinweg und hinter den Fersen Spielraum lässt. Flugzeugpropeller simulieren während des Stunts den Sturm im Hintergrund. Ein ungünstiger Windwechsel könnte Keatons sicheren Tod bedeuten. Bevor die Szene gedreht wurde, hatte Produzent Joseph M. Schenck seinem Star Keaton mitgeteilt, dass er die Buster Keaton Productions aus finanziellen Gründen auflösen und das dazugehörige Studio schließen müsse. Keaton stand vor dem künstlerischen Aus und ließ die Hauswand kippen. „Mein Regisseur, Chuck Reisner, blieb im Zelt und las *Science and Health*. Es war das erste Mal, dass ich einen Kameramann in die andere Richtung schauen sah.“ Die Szene, die man nicht hätte wiederholen können, glückt. In *Steamboat Bill Jr.* (1928) ist sie, kaum fünf Sekunden lang, nur einer von vielen Bausteinen in einer Fülle grotesker und surrealer Gags in einer fatalistischen, aber höchst realistischen Szenerie: ein Orkan fegt im Finale des im Milieu Mark Twain’scher Geschichten angesiedelten Films ganze Häuser weg und gibt Keaton Gelegenheit für geniale Momente voller schwarzem Humor.

Keaton war Buster, der Mann, der niemals lachte; der Komiker, der die tollkühnsten Stunts selbst machte. Er war der Clown, der nicht wie einer aussah, der Schauspieler, der den Sprung zum Tonfilm nicht schaffte und der Star, der zum Alkoholiker wurde. Nachdem er Mitte der 1930er Jahre zu einem zweitrangigen Darsteller abgestiegen war, wurde er in den 1940er Jahren zum ungenannten Gagschreiber für andere Komiker. Nach dem Zweiten Weltkrieg war ein Großteil von Keatons Stummfilmen aus den 1920er Jahren vergessen und teils gar aus Desinteresse an alten Filmen vernichtet, verrottet oder verschollen. Schließlich taucht er wieder auf, als gealterter Komiker, den man im Amerika der 1950er Jahre aus dem Fernsehen kannte – aus Werbespots, einer eigenen Comedy-Show und zahlreichen Gastauftritten.

Chaplins größter Konkurrent

20 Jahre zuvor hatte er Regie mit ganzen Armeen, Zügen, Ozeandampfern, Windmaschinen, Kuhherden und Geröllawinen geführt, selbst die Hauptrollen gespielt, Nebendarsteller gedoubelt, bahnbrechende Kameratricks erfunden und seine Filme selbst geschnitten. Dabei sah er sich weder als Intellektueller, noch als Künstler. Er wollte sein Publikum nur zum Lachen bringen. So erschuf der Mann, der als Chaplins größter Konkurrent gesehen wird, in den späten 1910er sowie 1920er Jahren über 30 Filme, die zum Kreativsten und Eigenwilligsten gehören, was der Stummfilm zu bieten hat. >>

Keaton war ein Kind der Bühne, geboren 1895 im gleichen Jahr wie das Kino, jedoch in der Welt des Vaudevilles, des amerikanischen Varietés. Hier lernt er richtig zu stürzen, dabei keinen Schmerz zu zeigen und sich das Lachen zu verkneifen. 1917 kommt er zum Film: Er wird Co-Darsteller und Co-Regisseur für Roscoe „Fatty“ Arbuckles Kurzfilme. Hier entwickelt sich seine Leinwand-Figur (die in den ersten Filmen auch herzhaft lachen konnte): flacher Porkpie-Hut und immer eine stoisch ernste Miene. 1920 übernimmt er Chaplins altes Studio. Sein erster eigener Film, *The High Sign* (1920), ist voller grotesker Einfälle und die finale Verfolgungsjagd – durch allerlei Geheimtüren in vier Zimmern auf zwei Etagen – zeigt uns Keaton als raffinierten Querschnitt in einer Totalen. Eine kühne wie wirkungsvolle technische Spielerei. Doch er sucht und findet eine überzeugendere Idee: *One Week* (1920) wird die Comedy-Sensation des Jahres 1920 und ist eine der am sorgfältigsten konstruierten Komödien überhaupt. Hier greift zum ersten Mal seine Technik, Gags nicht nur als Ausschmückung einer Geschichte, sondern als Aufhänger und Antreiber der Handlung zu nutzen. Später wird Keaton ganze abendfüllende Filme nach diesem Prinzip konstruieren. In *One Week* baut ein frisch verheiratetes Paar ein Fertighaus, das anschließend nach und nach ruiniert wird. Ein Nebenbuhler des Bräutigams hat die Nummern der Bauteile vertauscht – und so wird das Gebäude zu einer architektonischen Parodie auf die verzerrten Perspektiven des deutschen Stummfilmexpressionismus. Jeden Wochentag bricht eine größere Katastrophe über das Paar herein, gipfelnd in einem Sturm, der das Haus zum Riesenkarussell mutieren lässt. Für diesen Film ließ Keaton gar drei Häuser errichten, die er entsprechend der Szenen bewegen und umbauen konnte. Alles war echt, purer Realismus. Wenn Keaton nicht zum Film gekommen wäre, wäre er Ingenieur geworden, soll er später gesagt haben. Am letzten Tag muss das Haus gar mit dem Auto auf ein anderes Grundstück geschleppt werden – auf dem Weg wird es von einem Zug durchbohrt und in einen Bretterhaufen verwandelt. Das Paar stellt ungerührt das Schild „For sale“ daneben und Buster legt noch die Bauanleitung dazu. Ein „Unhappy End“ voller schwarzem Humor.

Gleichermaßen Realist wie Illusionist

Keatons 19 Kurzfilme bilden einen eigenen Kosmos, in dem Keaton mit der Realität, der Moderne und dem Irrealen abrechnet. Sein schwarzer Humor überschreitet dabei oft die Grenze zum Fatalismus. So wird er als Unschuldiger in *Cops* (1922) durch eine Verkettung von Umständen am Ende von Hunderten wütender Polizisten gejagt: Von seiner Angebeteten zurückgewiesen, stürzt er sich, des Lebens überdrüssig, in die Arme seiner zornigen Verfolger. „The End“ prangt schließlich auf einem Grabstein, geschmückt von Keatons charakteristischem Porkpie-Hut.

Keaton ist gleichermaßen Realist wie Illusionist. Filmtricks nutzt er, damit man sie wahrnimmt. Und sie sind so perfekt, dass man sie nur wahrnimmt, weil das Gezeigte unmöglich ist. In dem Kurzfilm *The Playhouse* (1921) mimt er alle Rollen: In Doppelbelichtungen spielt er sechs Instrumente, dirigiert, sitzt als Dame, Knabe, alter Herr oder Gent im Publikum, tanzt im Duett auf der Bühne – bis zu neun Busters sind gleichzeitig im Bild! Sein Kameramann hielt es für unmöglich, also tüftelte Keaton die Tricks selbst aus.

Ein Feuerwerk an Film- und Bühnentricks bildet auch sein dritter Spielfilm: In *Sherlock Jr.* (1924) – einer frühen Selbstreflektion des noch jungen Mediums Kino – träumt sich Buster als Filmvorführer und gescheiterter Detektiv in einen Leinwand-Krimi, in dem Unmögliches möglich und Fiktion zur Realität wird. Buster springt in die Leinwand und wird zunächst Opfer des Filmschnittes: Während sich das Setting ändert, bleibt er an derselben Position, fällt von einer Bank, stürzt auf eine befahrene Straße, findet sich zwischen Löwen wieder, wird fast von einem Zug überfahren, landet im Schnee oder am Meer.

Filmen (beinahe) bis zum Tod

Mit dem Spielfilm *Our Hospitality* (1923) liefert Keaton ein lyrisches Portrait des Amerikas zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Buster zwischen den Fronten einer Blutfehde. Zunächst rettet ein Ehrenkodex der feindlichen Familie, nämlich als Gast im Haus unantastbar zu sein, ihm das Leben, um dann doch an den Rand diverser Abgründe und Klippen gejagt zu werden. Beim Dreh der Schlüssel-Szene reißt ein Seil, das Keaton sichern sollte und er treibt in einem wilden Fluss davon. Er hatte seine Kameramänner immer angewiesen, weiterzudrehen, egal, was auch passiere – und Keaton wäre fast ertrunken. Die Szene ist noch heute im Film, doch am Stocken der Kamerabewegung spürt man den Schreck des Kameramanns.

Die großen Publikumserfolge wie *The Navigator* (1924), *Seven Chances* (1925) oder *Go West* (1925) ermöglichten Kea-

Anzeige

Angebote für Studentinnen und Studenten

Ermäßigter Tarif zur Sauna

GALAXSEA FREIZEITBAD · JENA

nur 8,€-

Studententarif:

zur gemischten Sauna – jeden Donnerstag
von 18 bis 23 Uhr
zur Frauensauna – jeden Montag
von 18 bis 22 Uhr

jenaer bäder&freizeit
STADTWERKE JENA GRUPPE

www.jenaer-baeder.de

STADTWERKE JENA GRUPPE ENERGIE · MOBILITÄT · WOHNEN · FREIZEIT · SERVICES

Meister der filmischen Konstruktion von Raum und Zeit: Keatons Zugfahrt in The General *von 1926.*

ton, sein ambitioniertestes und heute am meisten geschätztes Werk anzugehen. *The General* (1926) besticht noch heute durch eine ausgefeilte Dramaturgie, die sich im Kinosaal in einem 80-minütiges Crescendo an Lachstürmen niederschlägt. Keaton erzählt die wahre Geschichte eines Lokführers, der während des Amerikanischen Bürgerkriegs seiner gestohlenen Lokomotive nachjagt, dabei seine entführte Geliebte rettet und nebenbei die Schlacht am Rock River gewinnt. Am Bemerkenswertesten sind die verblüffend flüssigen Kamerafahrten während der Zugverfolgungsjagden, die fast die Hälfte des Films ausmachen. Die Parallelfahrten wurden von einem zweiten Zug aus gedreht – oder gar einem Auto, für das Keaton selbst ein wackelfreies Stoßdämpfersystem entwickelte. Die Komplexität der Fahrt-Szenen wird deutlich, wenn man beim Schnitt in andere Perspektiven weder Gleis noch Straße neben der eigentlichen Zugstrecke sieht. Keaton zeigt sich dabei als Meister der filmischen Konstruktion von Raum und Zeit, Ursache und Wirkung.

Keatons Produzent Joseph Schenck wurde 1926 Präsident der Filmgesellschaft United Artists, die unter anderem Filme von D. W. Griffith, Douglas Fairbanks, Mary Pickford und Charlie Chaplin verlieh. Keatons Filme wurden nun ebenfalls über United Artists vertrieben – jetzt galt er nur noch als Star zweiten Ranges, und sobald seine Filme keine vollen Säle garantierten, wurden sie vom Spielplan genommen, da die hohen Verleihgebühren von United Artists den Kinos kaum Gewinne ließen. So konnte *The General* seine hohen Produktionskosten nicht ansatzweise einspielen.

MGM-Fließbandproduktion

Die nachfolgenden Filme *College* (1927) und *Steamboat Bill Jr.* (1928) brachten noch weniger Gewinn. Diese finanzielle Misere führte zum Verkauf von Keatons Produktionsgesellschaft an MGM. Seine dort gedrehten Filme waren seine finanziell erfolgreichsten, künstlerisch begann jedoch der Abstieg: In der Fließbandproduktion von MGM büßte Keaton seine künstlerische Unabhängigkeit ein und geriet ins Räderwerk der Film-Industrie. Sein erster MGM-Film, *The Cameraman* (1928), ist gleichzeitig der letzte, bei dem Keaton sich noch künstlerisch durchsetzen konnte. Der Film trägt das letzte mal Keatons Handschrift und wurde einer seiner größten Erfolge. Die folgenden Tonfilme waren zwar kommerziell sehr erfolgreich, aber Keaton hatte kaum mehr künstlerischen Einfluss auf die Produktionen. Dies sowie die Scheidung von seiner Frau Natalie Talmadge trieben Keaton zum Alkohol.

Lange Zeit nach seinem darauf folgenden tiefen Fall in den 1930er Jahren wurde Keaton rehabilitiert. In Folge von James Agees 1949 erschienen Artikel über die Kunst der stummen Film-Clowns im *Life Magazine* erfuhr besonders Keaton späte Anerkennung. 1959 erhielt er den Ehren-Oscar und 1962 beginnt die große Wiederentdeckung mit einer Wiederaufführung von *The General* in München und einer Retrospektive auf den Filmfestspielen in Venedig 1963. Filmverleiher und -sammler wie Raymond Rohauer bemühen sich seit den 1950er Jahren, weltweit Kopien von Keatons Filmen aufzutreiben und machen sie wieder verfügbar. Heute sind fast alle Filme wieder in ihrer Originalfassung zu bewundern.

Und heute, vielleicht mehr als in den 1920er Jahren, offenbaren sich Keatons Qualitäten als Filmkünstler: in seinem surrealistischen Humor, in seiner präzisen Inszenierung von Raum und Geschwindigkeitsrausch, in seiner Fähigkeit, in wenigen Bildern so vieles auszudrücken. Keaton war der Mann, der auf der Leinwand nichts zu lachen hatte – aber Leib und Leben für das Kino riskierte um seinem Publikum das Lachen zu lehren. □

Richard Siedhoff

(28) gebürtiger Weimarer, ist freiberuflich als Stummfilmpianist, Theatermusiker und Komponist tätig. Er arbeitete als Cutter in Leipzig und studierte anschließend Musikwissenschaft, Kulturmanagement und Filmwissenschaft an der HfM Franz Liszt Weimar und der FSU Jena.

E-Mail: info@richard-siedhoff.de

Integration durch Improvisation

In einem Theaterworkshop der Freien Bühne Jena lernen Berufsschüler und junge Flüchtlinge gemeinsam die Grundlagen des Theaterhandwerks. Wir trafen Lehrer und Theaterpädagogen, die dieses Projekt betreuen.

von LuGr

Spielerisch die deutsche Sprache lernen – das klingt sehr verlockend. Ein Theaterworkshop unter dem Titel „Like Me“ nimmt dieses Anliegen wörtlich und bringt deutschsprachige Berufsschüler des Staatlichen Berufsbildenden Schulzentrums Jena-Göschwitz und Asylbewerber zusammen, die sich in einem Berufsvorbereitungsjahr befinden und in einer Vorkurssprachklasse intensiv Deutsch lernen. Unter den 20 Teilnehmern des Workshops befanden sich acht Muttersprachler und zwölf Flüchtlinge aus Syrien, Afghanistan, Russland, Eritrea, Somalia und dem Kosovo im Alter von 16 bis 26 Jahren.

„Die anfängliche berechtigte Skepsis der Verantwortlichen in den Schulleitungen und organisatorische Probleme bei der Vorbereitung konnten durch informelle Gespräche und eine vertrauensvolle Zusammenarbeit der Partner behoben werden“, so Frank Wenzel von der Initiative für Berufsschultheater.

Zum ersten gegenseitigen Kennenlernen fand bereits im Oktober ein gemeinsames Kochen im Jugendbildungszentrum „polaris“ in Jena-Nord statt. Dort standen Kennenlernspiele und eine Vorstellung des Projekts auf dem Plan. „Es handelt sich nicht um ein ‚Fluchtprojekt‘. Sondern es geht darum, Flüchtlingen kulturelle Partizipation zu ermöglichen“, berichtet der Theaterpädagoge Maik Pevestorff, der die Workshops leitet. „Die Schüler waren positiv dem Projekt gegenüber eingestellt und waren gespannt, was auf sie zukommt“, so Claudia Szakinnis, die die jungen Flüchtlinge unterrichtet. Stets anwesend waren neben Maik Pevestorff auch eine weitere Theaterpädagogin, eine Trauma-Therapeutin des Refugio Thüringen e.V. sowie ein Vertreter der Thüringer Initiative Willkommenskultur, die die Integration von Flüchtlingen in den Thüringer Arbeitsmarkt vorantreibt.

Beim zweiten Zusammentreffen der Gruppe im Lobedaer Jugendbegegnungszentrum „Treffpunkt“ folgte ein Grundkurs in Schauspiel. „Bei den Teilnehmern, die noch nicht so gut Deutsch können, ist weniger die Kommunikation die Schwierigkeit, hier helfen sich alle gegenseitig. Eher besteht wegen Sprachbarrieren eine gewisse Scheu oder Angst, vor allen anderen in der Runde offen zu sprechen“, so Theaterpädagoge Pevestorff weiter. Diese Zurückhaltung wurde aber zunehmend abgelegt und auch die Nicht-Muttersprachler öffneten sich immer mehr. „Der intensive Umgang mit Gestik und Mimik und zu lernen, mit aktiven Handlungen Stimmungen auszudrücken, haben schon eine Erhöhung des Sprachverständnisses bewirkt“, ergänzt Claudia Szakinnis. Um allen Facetten des Theaters gerecht zu werden und niemandem zum Bühnenauftritt zu zwingen, wurden die Teilnehmer danach in vier selbstständige Arbeitsgruppen aufgeteilt: Technik (Licht und Ton) ist dabei ebenso ein Bereich wie Schauspiel, Regie und Dramaturgie und Szenografie (Kostüme und Kulisse).

Der dritte Workshop zur Entwicklung einer Dramaturgie am 16. Dezember 2015 war das zunächst letzte Treffen. Dort wurden neben einer möglichen Einbeziehung multimedialer Inhalte auch die Themen des Theaterstücks festgelegt. Inhaltlich soll es um Ankommen, Familie, Freunde und die eigene Zukunft gehen, so der breite Konsens der Teilnehmer. Zu dieser Sitzung wurden bereits erste Szenen aufgeführt. Ein Großteil der Teilnehmer möchte ab Januar an regelmäßigen Proben teilnehmen. In welchem Rahmen das geschehen und ob das Theaterprojekt fortgesetzt werden kann, hängt unter anderem davon ab, wie viele der Flüchtlinge ihre Asylanträge bewilligt bekommen.

Auch fraglich ist derzeit noch die (Weiter-)Förderung durch die Lokale Partnerschaft für Demokratie Jena, die bisher 1.800 Euro investiert hat. Neben wöchentlichen Terminen und Materialien fürs Bühnenbild wäre es dann auch möglich, eine bildende Künstlerin für dessen Gestaltung zu bezahlen, um den Berufsschülern auch handwerkliche Fertigkeiten zu vermitteln und ihnen so bereits bei einer Berufsorientierung zu helfen. „Perspektivisch soll den Jugendlichen mit dem Projekt auch das Selbstvertrauen und die Kompetenz vermittelt werden, sich auf dem deutschen Lehrstellenmarkt erfolgreich zu bewerben“, so Frank Wenzel von der Initiative für Berufsschultheater.

Geht es nach Maik Pevestorff, wird das Projekt auch im neu begonnenen Jahr weiter gefördert. Wenn alle notwendigen Faktoren stimmen, würde einer Aufführung noch vor den Sommerferien nichts im Wege stehen – vielleicht sogar keine Sprachbarrieren mehr. □

Wie Faust Spanisch lernte und ein Waschbär nur drei Beine bekam

Wir sprachen mit dem Comiczeichner Flix über seine Adaptionen literarischer Klassiker, Zeichner-Freundschaften und über Hater und Trolle in der Leserschaft.

***unique*: *Faust*, *Don Quijote* und die Weihnachtsgeschichte – warum gerade Adaptionen von Klassikern? Und wie entstehen vor allem deine Ideen zu diesen Adaptionen?**
Flix: Ich lese relativ gerne. Und meistens entstehen diese Ideen vor allem durch meinen persönlichen Bezug zu den Werken. *Faust* musste ich damals ja, wie viele andere auch, in der Schule lesen. Und wir hatten eine sehr interpretationskonservative Deutschlehrerin, die nur das hat gelten lassen, was in der Sekundärliteratur steht. Eigene Ideen wollte sie gar nicht erst durchgehen lassen. Ich hatte ziemlich schlechte Deutsch-Noten, weil ich meine ganz eigene Interpretation als Arbeit abgeliefert habe, die sie aber abgelehnt hat. Irgendwann meinte ein Schulfreund zu mir: „Hey, dann mach doch einen Comic aus deinen Ideen!“ Und das habe ich dann auch aus *Faust* gemacht – mein Comicdebüt sozusagen – das ich dann zehn Jahre später noch mal überarbeitet habe.

Viele deiner Comics werden auch in andere Sprachen übersetzt. Bist du am Prozess der Übersetzung in irgendeiner Form beteiligt? Und denkst du, dass mancher „spezifisch deutscher“ Humor auch in anderen Ländern verstanden wird?
Gerade bei *Don Quijote* war es das erste Mal, dass ich mich mit der Übersetzerin getroffen habe. Sie wollte das auch so, weil sie an bestimmten Stellen wissen wollte, was ich genau damit meine. Denn manches funktioniert nur in der deutschen Sprache. Also hat sie genau dafür explizit das spanische Pendant rausgesucht und genutzt. Das macht einen guten Übersetzer aus.

Wir haben sogar gehört, dass Schüler in Peru, die *Don Quijote* und *Faust* als Schullektüre eher langweilig fanden, deine übersetzten Comics einen ganz neuen Impuls gegeben haben, diese Klassiker zu lesen…
Ja, das funktioniert eigentlich für alle und überall *(schmunzelt)*. Und das finde ich auch super! Schüler werden auch hier in Deutschland in vielen Klassen erstmal an meine Interpretation herangeführt, bevor sie sich dem eigentlichen Klassiker zuwenden. Dadurch wird ihnen der Zugang leichter gemacht.

Was schätzen deine Fans an deinen Comics? Was ist das Besondere an ihnen?
Puh, das ist schwierig… Ich versuche, vielen Leuten meine Comics zugänglich zu machen, ihnen etwas nahezubringen, meinen Humor mit ihnen zu teilen. Ich möchte Menschen mit meinen Comics erreichen. Das hat auch mit meinem einfachen Stil zu tun: Der Laie versteht es und kann es nachvollziehen. Ich versuche, nicht zu komplex zu gestalten.

Du hast als einer der ersten Comiczeichner auch damit angefangen, Comiclesungen zu machen. Wie sind deine Erfahrungen mit diesem Veranstaltungsformat und wie reagieren die Besucher?
Ich war ziemlich überrascht, dass es so positiv rübergekom-

semmel concerts
Tickets erhältlich an allen bekannten Vorverkaufsstellen oder unter 03641 / 49 80 50

men ist. Die Leute konnten sich ja erstmal gar nichts unter einer Comiclesung vorstellen, geschweige denn, wie so etwas funktionieren soll. Wenn sie aber erstmal da waren, fanden sie es gut. Natürlich gab es auch einige, die dann die jeweilige Geschichte nicht so gut fanden, aber selbst ich finde nicht alle Lesungen so toll, die andere Autoren so durchziehen. Aber die Comiclesung als Format an sich, das funktioniert.

Gab es jemals Momente, in denen du beim Zeichnen dachtest: „Oh verdammt, ich schaffe dieses Comicbuch nicht, das wird nichts"?
Das habe ich jedes Mal! Diesen Moment, wo ich denke: „Oh Gott, das wird nicht gut, das ist totaler Mist." Bei fast jedem Projekt komme ich immer an den Punkt, wo ich alles in die Tonne werfen will und dann ein halbes Jahr Arbeit umsonst wäre – aber es dann doch durchziehe. Das habe ich so gut wie immer, ich weiß aber auch nicht warum.

Deine Tochter ist die Protagonistin deines Comics, der aktuell in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erscheint. Denkst du, dass sie sich später so ähnlich verhalten wird, wie du es gerade zeichnest?
Ja, doch… Das ist so eine autobiografische Mischung: aus meiner eigenen Kindheit und den Erinnerungen und wie ich mir vorstelle, wie Kinder später „zu sein haben". Ich habe aber keinen Waschbär – ich habe noch nicht mal eine Katze! Alles ausgedacht *(lacht)*.

Du stehst in engem Kontakt mit deinen Zeichner-Kollegen Joscha Sauer und Ralph Ruthe. Tauscht ihr euch auch über aktuelle politische Entwicklungen aus?
Ja, das tun wir sehr stark. Und wir sind gerade deswegen befreundet, weil wir die gleiche Sichtweise auf die Welt haben. Da bezieht sich dann auch jeder von uns darauf bzw. zeichnet dazu etwas. Das entscheidet dann aber jeder aus dem Bauch heraus.

Versuchst du denn, als öffentliche Person auch politische Botschaften zu vermitteln?
Ich versuche das immer mal wieder und habe Folgendes gemerkt: Der wesentliche Unterschied, zum Beispiel zwischen Ralph – der ja so etwas viel stärker und öfter macht – und mir ist, dass er eine viel größere und breitere Leserschaft hat. Und wenn ich mich dann zu einem Thema politisch in den sozialen Netzwerken positioniere, merke ich, dass die Leute alle nicken und sagen: „Ja, das stimmt." – Es gibt im Grunde fast keine kontroverse Diskussion; fast so, als ob ich den Leuten nichts Neues erzähle! Das freut mich einerseits auch, denn ich bestätige mit meiner Arbeit deren positives Weltbild. Das ist meine Aufgabe. Ich will den Leuten nicht die Welt erklären, sondern mit meiner Haltung auch ihre unterstützen. Bei Ralph geht's in den Kommentaren unter seinen Bildern ja ziemlich konträr zu. Wenn man sowas liest, denkt man: Mein Gott, was sind das

Tragikomische Adaption:
Demenz und Windräder in Don Quijote *von Flix*

für Idioten! Gerade nach den Anschlägen in Paris merke ich, sobald ich mich darauf beziehe, wie vernünftig meine Leserschaft ist. Dieses Phänomen von Trollen und Hatern habe ich bisher in meiner Timeline noch nie erlebt. Das hat wohl mit meinem Umfeld zu tun.

Tauscht ihr drei euch denn auch beruflich untereinander aus?
Mitunter gibt's viel gegenseitige Kritik. Gerade als ich innerhalb sehr kurzer Zeit den neuen Comicstrip für die *FAZ* entwickelt habe, habe ich viel mit Ralph und auch mit Joscha telefoniert. Da gab es dann unter anderem auch viel an den Waschbären auszusetzen. „Du musst ihn viel krasser machen, der muss aggressiver sein, ein bisschen ambivalenter!"

Und deswegen hat der Waschbär auch nur drei Beine?
Ganz genau! Solche Dinge!

Wir danken dir für das Gespräch!

Das Interview führten Belind und Yasmina.

Flix

mit gebürtigem Namen eigentlich Felix Görmann, reichte im Rahmen seines Studiums der bildenden Künste einen autobiografischen Comic als Diplomarbeit ein. Seitdem folgten zahlreiche Werke und mehrere Auszeichnungen, darunter auch zweimal der renommierte Max-und-Moritz-Preis (2004 und 2012).

Das fremde Gedicht

Das Nachwirken des lange Verschwundenen

von David

Kemény ist einer der Besten seiner Generation. Ich lese ihn seit seinem Debüt und schätze seine feine und enigmatische Kunst sehr“, so der ungarische Dichter Péter Esterházy über seinen Kollegen István Kemény, der schon mit seinen ersten Veröffentlichungen in den 1980er Jahren zu einem der großen Namen zeitgenössischer ungarischer Lyrik wurde. „Enigmatisch“ – keine zufällige Umschreibung für das Werk des 1961 in Budapest geborenen Kemény. Seine Verse entstehen nicht aus einem handelnden lyrischen Ich, sondern aus Erinnerungen, gar Erinnerungsfetzen oder -fragmenten. In Keménys melancholischer Lyrik existiert nichts, was fest zu greifen wäre. Sie widmet sich nicht den sicheren Tatsachen, sondern dem Flüchtigen, dem Vergessenen, nur schemenhaft erahnbaren Vergangenen, den verschlungenen Wegen von Zeit-, Raum- und Identitätssprüngen.

Es ist also nicht verwunderlich, dass 1984 der erste Gedichtband des als literarische Sensation gehandelten Lyrikers *Wendeltreppe zur vergessenen Fakultät* hieß. Für viele Dichterkollegen bedeutete und bedeutet Kemény eine Inspiration, einen Impuls zur Entwicklung der eigenen Lyrik. Jahrelang stellte er seine Wohnung als Treffpunkt für andere junge Autoren zur Verfügung, um in einer gemeinschaftlichen, kreativen Atmosphäre die Grenzen des eigenen lyrischen Ichs zu durchbrechen.

Grenzen durchbricht Kemény mit seinen Bemühungen, als Vermittler zwischen ungarischer und deutscher Dichtung zu wirken. So unterstützte er 1999 die Herausgabe der ungarisch-deutschen Anthologie *Budapester Szenen*, die von den Dichtern und Übersetzern Gerhard Falkner und Orsolya Kalász kompiliert wurde. Letztere überträgt seitdem regelmäßig Werke ihres Kollegen ins Deutsche – so auch, gemeinsam mit Monika Rinck, die neuesten Übersetzungen von Keménys Gedichten im Sammelband *Ein guter Traum mit Tieren*, 2015 bei Matthes & Seitz veröffentlicht.

Ein „zärtliches Verhältnis zum Nichts“ beobachtet Kalász bei Kemény. In der „kleinen Elegie“, die den Band eröffnet, vermischt sich diese Zärtlichkeit mit einem leisen Fatalismus: Der Bogenschütze und sein Opfer sind jenseits von Zeit untrennbar miteinander verbunden. Das lyrische Ich verblasst im Angesicht dieser metaphysischen Auseinandersetzung, „wie ein Kondensstreifen“, der langsam verschwinden, aber – wie Keménys Lyrik selbst – noch lange nachwirken wird. □

István Kemény:
Ein guter Traum mit Tieren
Matthes & Seitz 2015
135 Seiten
19,90 €

István Kemény

Übersetzung von Orsolya Kalász und Monika Rinck

Kleine Elegie

Der, der ihn abschoss, ist schon lange tot,
das Ziel noch nicht einmal geboren.
Der Pfeil saust gerade durch das Haus.

Meine Erlebnisse sind im Entstehen.
Erinnerungen werden sinnlos vergehen.
Wie ein Kondensstreifen sehe ich
verschwindend aus.

Elégiácska

Aki kilőtte, már rég nem él,
a célpont még meg se született.
Nyílvessző süvít át a házon.

Az élményeim keletkeznek,
az emlékeim kárbavesznek.
Mint a kondenzcsík, most kicsit látszom.

Aus rechtlichen Gründen können die Gedichttexte nicht unter unserer üblichen Creative-Commons-Lizenz stehen. Ihre Verbreitung oder Verarbeitung erfordert die schriftliche Genehmigung der Übersetzer.

Rezension

Satire (nicht nur) für Stalin

Kolokolamsk und andere unglaubliche Geschichten vereint kurze Werke des sowjetischen Autorenduos Ilf und Petrow. Stalinistische Attacken gegen Vertreter einer gemäßigten Wirtschaftspolitik vermischen sich mit grotesken und fantastischen Elementen.

von David

Ein biederer Beamter wird durch Zufall unsichtbar und avanciert dadurch zum Stadthelden, der für Recht und Ordnung sorgt: Das ist nicht die Idee für einen neuen Superheldenfilm, sondern ein Stück Satire aus der Sowjetunion der Stalin-Ära. In einem repressiven Staat, der vor allem mit massenhaftem Terror assoziiert wird, scheint dies undenkbar zu sein. Doch der kämpferische und verlustreiche Weg in den Kommunismus sollte auch mithilfe des Lachens begangen werden – und niemand steht dafür so sehr wie das Autorenduo Ilja Ilf und Jewgeni Petrow, die erfolgreichsten sowjetischen Satiriker der 1920er Jahre.

Zu Ruhm gelangten die beiden aus Odessa stammenden Autoren mit den Abenteuern des Ganoven Ostap Bender, der in den beiden Romanen *Die zwölf Stühle* (1928) und *Das goldene Kalb* (1931) versucht, zu Reichtum zu kommen. Der Berliner Verlag Die Andere Bibliothek, der schon den zweiten Teil der Ostap-Bender-Abenteuer veröffentlicht hat, versammelt in *Kolokolamsk und andere unglaubliche Geschichten* einige unbekanntere Werke des sowjetischen Duos in einem hochwertig gebundenen Band.

Die vielen Kurzgeschichten erlauben einen interessanten Einblick in ihre widersprüchliche Entstehungszeit. Ilf und Petrow begannen ihre Karriere während der Neuen Ökonomischen Politik (NEP) in den 1920er Jahren. Damals wurden marktwirtschaftliche Strukturen in begrenztem Ausmaße wieder eingeführt und regimeferne, ‚bürgerliche' Fachkräfte als Experten in Verwaltung und Wirtschaft toleriert. Mit der stalinistischen Wende 1928 begannen massive Attacken auf Unternehmer, Händler und Beamte, die nicht sowjetisch genug waren – und nun als betrügerische Ganoven oder usurpatorische Bürokraten galten. Diese so genannten „NEP-Männer" bevölkern die Geschichten Ilfs und Petrows: Dank der Stabilität des Sowjetstaates können sie keinen großen Schaden anrichten oder gehen an ihrer eigenen Tollpatschigkeit zugrunde. So handelt etwa die Geschichte vom Genossen Portischtschew von einem vermeintlichen Kommunisten armer bäuerlicher Herkunft, der am Wochenende in sein Heimatdorf pendelt – um für je zwei Tage wieder seine alte Rolle als Großgrundbesitzer einzunehmen. In „Awksenti Filosopulo" eilt hingegen ein Funktionär von einer Sitzung zur nächsten, um sich beim jeweiligen Buffet den Bauch vollzuschlagen. Nachdem er auf einer Sitzung zum Thema Industrieausschuss eines der Demonstrationsobjekte isst – eine verdorbene Wurst – stirbt er „unter schrecklichen Qualen".

Ilf und Petrow zeigen sich nicht nur als ambivalente Speerspitze stalinistischer Satire, sondern stehen zugleich auch in der Tradition der russischen Groteske und Fantastik im Geiste Alexander Puschkins und Nikolai Gogols. Wenn in einer der Kurzgeschichten ein typischer „NEP-Mann" einem naiven Schuster für ein Glas Wodka und einen Teller Gemüsesuppe dessen proletarische Herkunft „abkauft", bemerkt der Kenner der klassischen russischen Literatur eine Anspielung auf Gogols *Tote Seelen*, in denen ein Betrüger Gutsbesitzern tote Leibeigene abkauft. Eine Erklärung solcher literarischer Querverweise, der Bedeutung von Wortspielen in Namen sowie eine Einordnung der Texte in die frühsowjetische Geschichte fehlen im Band *Kolokolamsk und andere unglaubliche Geschichten* leider komplett – was den Zugang zu ihnen für Laien stark erschweren könnte.

Ilfs und Petrows satirische Attacken auf die „NEP-Männer" und ihr Rückgriff auf russische Groteske und Fantastik verschränken sich vollendet in der langen Erzählung „Eine Lichtgestalt": Der Beamte der Abteilung Stadtverschönerung Jegor Karlowitsch Filjurin wird unsichtbar, als er die Antisommersprossen-Seife eines verrückten Erfinders nutzt. Durch seine Entkörperlichung wird Filjurin zum respektierten „Genossen Unsichtbar" Da er überall sein könnte, verhalten sich nachlässige und schluderige Beamte verunsichert, während die Stadtverwaltung ihm ein Denkmal widmen möchte. Doch wie gestaltet man ein sozialistisches Denkmal für einen Unsichtbaren? Ilf und Petrow finden für die verzwickte Situation aberwitzige und unerwartete Auflösungen. ◻

Ilja Ilf / Jewgeni Petrow:
Kolokolamsk und andere unglaubliche Geschichten
Die Andere Bibliothek 2015
331 Seiten
42,00 €

Kolumne

Sprachwandel einmal anders

von Thomas Honegger

Dass unsere Sprache einem fortlaufenden Wandlungsprozess unterworfen ist, wissen und erleben wir alle. Es gibt jedoch noch eine andere Sprache, die zwar nicht aus Lauten, Worten und Phrasen besteht, aber auch ihre eigenen Regeln und ‚Vokabeln' hat: die der Zeichen und Symbole. Leider ist diese Sprache heutzutage oftmals nicht mehr allgemein verständlich. Im Mittelalter und der Frühen Neuzeit war diese Zeichensprache jedoch von großer Bedeutung, denn durch sie sprach Gott zu den Menschen. Die Botschaft war mittels des (Zeichen-)Codes in der Schöpfung eingeschrieben und konnte durch diejenigen, die das notwendige Wissen hatten, entschlüsselt werden. So wurde beispielsweise die Schlange, die sich häutet, als der Sünder interpretiert, der sich durch die Beichte und Buße spirituell reinigt und verjüngt.

Oftmals basiert das für eine Interpretation notwendige Faktenwissen auf überlieferten Berichten, die einer modernen naturwissenschaftlichen Überprüfung nicht standhalten: Wir verstehen zwar noch, was mit ‚Wie der Phönix aus der Asche auferstehen' gemeint ist, glauben jedoch nicht mehr an die Existenz dieses fabelhaften Vogels. Oftmals ist die symbolisch-allegorische Bedeutung aber beinahe völlig in Vergessenheit geraten, gerade im Fall von Tieren, mit denen wir alltäglichen Kontakt haben. Wir schreiben Hunden immer noch die Charaktereigenschaft der Treue zu, würden einen Hund aber nicht mehr als Symbol der Treue verwenden – und zum Beispiel einen Ehering mit einem Hundemotiv schmücken. Deshalb sind wir auch kaum mehr in der Lage, die symbolische Darstellung von Hunden im Mittelalter richtig zu entschlüsseln. Im letzten Sommer kam ich auf einer Wanderung durch das kleine Dorf Sparsholt (Oxfordshire), in dessen Kirche sich die Grabbildnisse von Sir Robert Achard († 1353) und seinen beiden Gattinnen Agnes († 1356) und Joanna († 1337) befinden. Agnes' Füße ruhen auf zwei miteinander spielenden Hunden, die von Joanna und von Sir Robert auf je einem Löwen. Ein Lokalhistoriker verfasste zu den Grabbildnissen ein Informationsblatt und geht im Detail auf Agnes' Hunde ein. Zu Recht verweist er auf die weit verbreitete Angewohnheit von adligen Damen, Schoßhunde zu halten – und interpretiert die Darstellung auf dem Grab als Ausdruck von Agnes' großer Zuneigung zu ihren Tieren. Was er jedoch leider nicht berücksichtigte, ist die in einem solchen Kontext primäre Bedeutung der Hunde als Symbol der Treue – so wie die Löwen auf den anderen beiden Grabbildnissen als Symbole der Auferstehung und nicht als ‚Schoßkatzen' der Verstorbenen zu deuten sind.

Firmenlogo der 1870er Jahre (oben) und heute: Von Christus zum Muttertier

Es sind aber nicht allein mittelalterliche Grabbildnisse, die sich der Sprache der (Tier-)Symbolik bedienen und von einem zeitgenössischen Publikum nicht mehr verstanden werden. Oft finden wir die Nachfahren mittelalterlicher Allegorien in den Logos moderner Produkte – wie zum Beispiel den Pelikan der gleichnamigen Füllermarke: Das Logo stellt einen Mutter-Pelikan und ein Küken dar. Ein Blick auf die bildliche Entwicklung zeigt, dass es sich ursprünglich um die allegorische Darstellung Christi als Pelikan handelt, der sich mit dem Schnabel eine Wunde zufügt, um mit seinem Blut das Küken wieder zum Leben zu erwecken.

Ein mittelalterlicher Autor hätte die Verwendung des Vogels für eine Füllfeder-Marke allegorisch ausgelegt: Die Feder stünde pars pro toto für den Pelikan, die Tinte als das Lebensblut des Vogels, und die Gedanken, die durch die fließende Tinte konkrete Form annehmen und ‚zum Leben' erweckt werden, sind die Küken. Stattdessen gibt die Homepage des Unternehmens folgenden unbeholfenen Interpretationsversuch: „Die Marke Pelikan erzählt komprimiert in einem einzigen Zeichen eine ganze Geschichte. Sie handelt von der Zuneigung des Elterntiers zu seinem Küken, von dem man weiß, dass es eines Tages fliegen wird." Als Nächstes werden Reiseführer wohl beginnen, all die zahlreichen Pelikane auf mittelalterlichen Grabmälern als ‚Lieblingsvögel' der Verstorbenen zu bezeichnen. □

Über die Interpretation von Zeichensprache und Tierdarstellungen schreibt Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.

Chronist der Goldenen Zwanziger

von Anna

Auf dem Papier war die Zeit der Prohibition „trocken“. Doch nicht umsonst nennt man den Beginn der Zwischenkriegszeit die *roaring twenties*: eine Zeit der Extravaganzen und ausschweifenden Lebensstile, die die Fantasie nachhaltig beflügelte. Unzählige inspirierende Bücher und Filme entstanden in und zu der Ära der Goldenen Zwanziger. Ihr bekanntestes Gesicht war Jay Gatsby, den Francis Scott Fitzgerald 1925 der Welt präsentierte und immer wieder den Weg auf die große Leinwand fand, jüngst 2013 mit Leonardo DiCaprio in der Titelrolle.

Gatsbys Schöpfer, Fitzgerald, sagte über seinen Helden einmal, dieser habe sich zunächst entwickelt als ein Mann, den er kannte, um sich dann in Fitzgerald selbst zu verwandeln. Auch im kollektiven Gedächtnis sind die Personen Fitzgerald und Gatsby untrennbar miteinander verwoben: Ebenso wie sein Autor lebt Gatsby ein höchst luxuriöses Leben in New York und prägt dabei maßgeblich die Wahrnehmung Amerikas nach dem Ersten Weltkrieg bei seinen Zeitzeugen wie auch posthum. Die 20er Jahre waren eine Zeit der kulturellen Veränderung Amerikas, flankiert von großen Schriftstellern, deren Namen bis heute bekannt sind – Hemingway, Dos Passos, Faulkner, und eben Fitzgerald. Die Zwischenkriegszeit war literarisch von einer Ambivalenz geprägt: Desillusionierung einerseits und ein Gefühl optimistischer Freiheit auf der anderen Seite: “It seemed only a question of a few years before […] the world [would] be run by those who saw things as they were – and it all seemed rosy and romantic to us who were young then…”, sagte Gatsbys Schöpfer über seine Ära.

Hineingeboren in einfache Verhältnisse, reiste Fitzgerald in seiner Kindheit viel, bedingt durch die Anstellung seines Vaters als Handelsvertreter. Schon früh hatte er das Schreiben für sich entdeckt und veröffentlichte im Alter von 13 Jahren eine erste Detektivgeschichte in der Schülerzeitung. Trotz des wirtschaftlichen Misserfolges seines Vaters erlaubte das ererbte Vermögen der Mutter Fitzgerald eine fundierte Ausbildung. An der University of Princeton war Fitzgerald einige Semester eingeschrieben, bevor er die Hochschule verlassen musste, da er durch das Schreiben seine Kurse vernachlässigte.

Die dunkle Seite des amerikanischen Traums

Der Erfolg sollte dem Studienabbrecher Recht geben: 1920 veröffentlichte der 24-Jährige seinen ersten Roman, *This Side of Paradise*, der ihm zugleich Ruhm und Erfolg einbrachte. Bereits in der ersten Woche nach Erscheinen wurden mehr als 20.000 Exemplare des Erstlingswerks verkauft – für damalige Zeiten eigentlich unvorstellbar. Bis zum Ende seiner eher kurzen Karriere von 20 Jahren veröffentlichte er nebst mehreren Romanen etwa 160 Kurzgeschichten in diversen Magazinen. Sein zweiter Roman *The Beautiful and the Damned* (1922) avancierte ebenso zum Publikumserfolg. *The Great Gatsby* (1925) knüpfte daran an und gilt heute als magnum opus des Verfassers. Der Roman wird oftmals als eine dunkle Seite des Amerikanischen Traums gelesen; seine Botschaft: Die großen Jugendträume enden meistens in Scheitern und Enttäuschungen.

Eher unfreiwillig wurde Fitzgerald als Held der Roaring Twenties gefeiert; seine Leserschaft nahm ihn gleichzeitig als Chronist und Vertreter der oberen Mittelschicht Amerikas wahr. Begründet liegt dieser Ruhm wohl vor allem darin, dass die Beschreibung seines extravaganten Lebensstils einen Großteil seiner Romane einnahm. So wurde er zu einer Ikone seiner Ära, was auch an dem großen Erfolg seines Erstlingswerks *This Side of Paradise* liegt, der ihn für immer mit dem hedonistischen *Jazz Age* verschmelzen lassen würde.

Francis Scott Fitzgerald war ein literarisches Wunderkind mit ausgeprägtem Gespür für den amerikanischen Zeitgeist. Trotzdem galten seine Werke – darunter *The Great Gatsby* – lange Zeit als streitbar.

Das Leben des Autors lief fast spiegelbildlich zu dem seines bekanntesten Helden: An die ersten Erfolge schloss sich eine Phase des kommerziellen Misserfolgs an. *Tender is the Night* (1934), Fitzgeralds letzter vollendeter – und in seinen eigenen Augen großartigster – Roman, fiktionalisiert insbesondere die psychischen Erkrankungen seiner Frau Zelda und seinen Alkoholismus. Das Buch fiel in die Zeit der Weltwirtschaftskrise und die daraus resultierende Massenarbeitslosigkeit, sodass die Leserschaft zu dieser Zeit klein blieb: Lediglich 13.000 Exemplare wurden in den ersten beiden Jahren verkauft. Wenngleich Fitzgerald immer davon träumte, von dem Erlös seiner Romane leben zu können, waren es während dieser Zeit die Kurzgeschichten, die für ein regelmäßiges Einkommen sorgten.

Harsche Kritik, späte Würdigung

Nicht nur finanziell, sondern auch psychologisch war Fitzgerald stark abhängig vom Erfolg seiner Werke. Grundlage seiner Romane waren Erfahrungen und Gefühle, die er akribisch in einem Tagebuch notierte. Er schrieb stets über sich selbst oder über Menschen und Dinge, die ihm wohlbekannt waren. Genau diese Verwobenheit aber war es, die ihn von anderen Schriftstellern seiner Zeit mit Vorliebe für soziologisch präzise Milieuzeichnungen unterschied. Es war diese Eigenschaft seiner Romane, die entsprechend negative Urteile von zeitgenössischen Autoren und Kritikern nach sich zogen. Der bekannte Journalist und Kolumnist Westbrook Pegler beschrieb Fitzgerald bissig als einen „kindischen, heulenden Betrunkenen“. Sein Erfolg als Schriftsteller von Kurzgeschichten, die in diversen Hochglanzmagazinen erschienen, tat sein Übriges: Kritiker waren unsicher, ob er ein ernsthafter Romancier war, der manchmal für die breiten Massen schrieb oder umgekehrt.

Auch Fitzgeralds Auseinandersetzung mit seinen eigenen Werken war eher von Zweifeln geprägt als von hoffnungsvollen Zukunftserwartungen, gepaart mit einem immensen Anspruch an sich selbst. Seinem Kollegen Edmund Wilson sagte er einmal: „Ich möchte einer der größten Schriftsteller sein, die jemals gelebt haben – du nicht?“ Über *The Great Gatsby* schrieb er an seinen Verleger, das Werk sei „gestorben, komplett und unfair“, nachdem er viel investiert habe. Gegen Ende von Fitzgeralds Leben wurde *Gatsby* aufgrund zu geringer Verkaufszahlen aus dem Verlagsprogramm genommen. Die Reputation von Werk und Autor wandelte sich erst nach seinem Tod 1940 zum Positiven, beeinflusst durch Initiativen von Freunden und Kollegen.

Als dann 1945 eine Neuauflage von *The Great Gatsby* veröffentlicht wurde, wurde diese begleitet von einem Vorwort Lionel Trillings (einer der bedeutendsten Literaturkritiker seiner Zeit), der konstatierte, Fitzgerald “is now beginning to take his place in our literary tradition.” Seit den 1950er Jahren nahm Fitzgeralds Ansehen bei Kritikern und Lesern immer weiter zu: Sein Biograf Arthur Mizener sagte über die 1920er Jahre und insbesondere über die Person Fitzgeralds: “The twenties were a time of greatness in American literature and a time of radical transformation in American society. For both these reasons it is well worth acquiring [an] understanding of their most representative writer.” Und es scheint, als hätten wir dieses Verständnis mittlerweile erlangt. □

Surf-Tipps zum Titelthema:

Unter dem Motto **„Freiwilligen Helfern helfen“** bieten Hochschulen aus dem weltweiten Netzwerk für interkulturelles Lernen Weiterbildungsveranstaltungen zu den Themen „Interkulturelle Kompetenz“ und „Interkulturelle Sensibilisierung“ für Freiwillige in der Flüchtlingshilfe an. Zur Vorbereitung und zum Austausch der Lehrenden untereinander entsteht auf dem Intercultural Campus eine Best-Practice-Sammlung mit Lehrmaterialien. Interessierte sind herzlich zum Mitmachen eingeladen. Weitere Infos unter ***www.intercultural-campus.org***

Fußball, Spaß und kulturelle Vielfalt – hierfür engagiert sich **„Fußball macht Freu(n)de“**. Im Fokus steht der Austausch zwischen in Jena lebenden Flüchtlingen und den in der Flüchtlingshilfe engagierten Vereinen und Personen. „Schließlich ist die Sprache des Fußballs, des Sports allgemein, eine universelle.“ Mehr Infos unter ***www.fussball-macht-freunde.de***

Wefugee – community without borders bietet eine Fragen- & Antworten-Community und einen Vernetzungspunkt für Geflüchtete, freiwillige Helfer und Organisationen. Auf ***www.wefugee.org*** kann jeder zu jeder Zeit Fragen beantworten und anderen Menschen dadurch zur Seite stehen.

Impressum

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion:
Frank Kaltofen (V.i.S.d.P.)

Die *unique* ist Preisträger des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz” 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:
Präsidialamt der FSU Jena
Studierendenrat der EAH Jena

Ressortleiter:
Frank Kaltofen (EinBlick)
David Leuenberger (WeitBlick)
N.N. (LebensArt)
Michaela Meißner (WortArt)

Redaktion:
Adriana Mani, Anastasiia Slobodianiuk, Anna Scheer, Annegret Gräfe (AnneG), Barbara Bushart (Babs), Belind Hajy, David Leuenberger, Finja Wiebe, Frank Kaltofen, Juliane Baars (julibee), Lara Hartung, Lena Ilsemann, Lutz Granert, Martin Repohl, Michaela Meißner (gouze), Miriam Mühlhaus, Quentin Czernin, Rebecca Hadler (bexdeich), Robert Sittner, Thomas Schlemmer, Yasmina Liza, Zsófia Turóczy (Szaffi)

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:
Christoph Trost, Elias Domsch & *campus:echo* Erfurt, István Kemény, Richard Siedhoff, Dr. Takashi Fujitani, Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 16. Jahrgang
Satz & Layout: David Leuenberger, Frank Kaltofen, Michaela Meißner
Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben
Onlinebetreuung: Frank Kaltofen, Michaela Meißner, Patrick Mehner

Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Titelbild: © Zsofia Palyi for Hungarian Red Cross
Schnappschüsse Seite 12 & Seite 21: © Austen Spanka

Seite 4 oben: © Café Art | Seite 4 Mitte: © Yoshinori Kobayashi Seite 7: UNHCR | Seite 8: © Elias Domsch | Seite 10-11: © Café Art | Seite 13: privat | Seite 14: © Yoshinori Kobayashi Seite 16: © Maik Schuck | Seite 27: © Flix: *Don Quijote*, Carlsen Verlag 2012 | Seite 29: Thomas Magyar (Bearb. Michaela Meißner)

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

Anzeige

Kleiner Beitrag Große Leistungen

Mehr als 20 € pro Semester sparen

Ihr Ansprechpartner in Jena:
Sebastian Weber, Tel. 0172 1887867
Sebastian.Weber@plus.aok.de

Gesundheit in besten Händen

AOK PLUS

©zebra|werbeagentur (www.zebra.de) ©Bildquelle: zebra WA, S-010479

Anzeige

PLAN B
BOULDERHALLE JENA

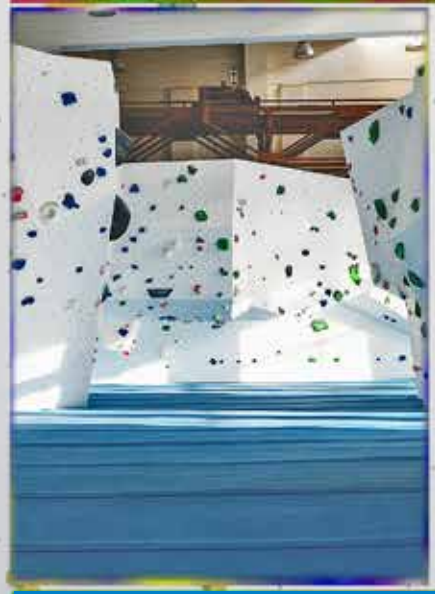
BOULDERN, BAR UND BISTRO AM FH-CAMPUS

- Bouldern an 1000m^2 Wandfläche in Thüringens größter Boulderhalle
- separater Trainingsbereich mit 4,50m hohem Campusboard
- gemütlicher Bistrobereich mit Mittagsangebot

BEWEGUNGS ALTERNATIVE

PLAN B

MO-SO 10-23 H



LUST AUF BOULDERN ? - UNSER ANGEBOT

- kostenlose Schnupperkurse, zzgl. Eintritt
- Technikkurse für Anfänger & Fortgeschrittene, Hochschulkurse, Trainerstunden
- Kindertrainingsgruppen, Kindergeburtstage
- montags Studententag

WWW.PLANB-JENA.DE

PLAN B BOULDERHALLE JENA - CARL-PULFRICH-STR. 4 - 07745 JENA - 03641/2787596